

Konflikte und Seel- sorge auf dem Land

Kunst des Vergebens / Pfarramt als Konfliktmittler /
Herausforderung Landfrau / Konflikte zwischen Landwirt-
schaft und Naturschutz / Beichte und Absolution heute /
Coaching von Ehrenamtlichen / Brücken bauen hinein ins
Land

04 / 2007

KIRCHE im ländlichen Raum



» Inhalt

» Z U M T H E M A

- 4 Die Kunst des Vergebens – etwas vom Wichtigsten, etwas vom Schwersten** / Beate Weingardt
- 12 Pfarramt im Dorf – Mittler zwischen Teilkulturen?** / Marcus Harke
- 18 „Herausforderung „Landfrau“ – Plädoyer für neue LandSichten** / Sonja Freifrau von Gaisberg
- 22 Konfliktlinien zwischen Landwirtschaft und Naturschutz** / Marion Ruppenner, Hubert Weiger

» W E R K S T A T T

- 28 Das erlösende Wort nicht versagen – Beichte und Absolution heute** / Martin Jürgens
- 32 Coaching von Ehrenamtlichen – Ein Werkstattbericht** / Renate Biebrach, Mike Breitbart

» M E I N U N G E N

- 36 Brücken bauen hinein ins Land – Zum Abschied von Christfried Boelter** / Stephan Wichert-von Holten
- 38 Brücken bauen – Erfahrungen aus drei Jahrzehnten Kirchliche Arbeit auf dem Lande** / Christfried Boelter
- 41 Doch, da war was! – Pfälzer Anmerkungen zur 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Sibiu** / Rudi Job

» R U B R I K E N

- 3 Editorial**
- 24/25 Meditation** / Bild: Anemone Bekemeier / Sibylle Summerer
- 43 Unser Kommentar**
- 44/45 Zum Wahrnehmen empfohlen**
- 46/47 Meldungen**
- 45 Impressum**
- 48 Ausblick auf Heft 1/2008**

» Autorinnen und Autoren

Anemone Bekemeier, Gemeindepfarrerin in Bad Saarow/Mark Brandenburg

Renate Biebrach, Düsseldorf, als Pfarrerin Mitarbeiterbeauftragte der Ev. Kirche im Rheinland und NLP-Lehrcoach, DVNLP

Christfried Boelter, Pfarrer, Referent im Gemeindegeld der EKM (Föderation Kirchen in Mitteldeutschland) Projektstelle, Offene Kirchen in Thüringen'

Mike Breitbart, Darmstadt, Diplom-Religionspädagoge und Transaktionsanalytiker i.A.

Sonja Freifrau von Gaisberg, Schloss Schöckingen/Ditzingen, Diplomökonomin (Agrar), Erwachsenenbildnerin

Marcus Harke, Pfarrer in Hundsbach an der Nahe, Vorsitzender des Ausschusses für den Dienst auf dem Land im Rheinland

Pfarrer i.R. Rudi Job, Enkenbach/Pfalz, Vorsitzender des Europäischen Arbeitskreises für Landfragen

Martin Jürgens, Pastor in Gudow bei Ratzeburg, zuvor zehnjährige Tätigkeit in der Pommerschen Evangelischen Kirche

Hardy Lesch, Altenkirchen, Pfarrer und Dozent an der Evangelischen Landjugendakademie

Elke und Dr. Hans-Joachim Roos, Ruheständler in Altenkirchen-Helmenzen

Marion Ruppenner, Dipl.-Ing. agr., Nürnberg, Referentin für Landwirtschaft beim Bund Naturschutz in Bayern e.V.

Prof. Dr. Hubert Weiger, Vorsitzender des BUND und des Bund Naturschutz in Bayern e.V.

Dr. Beate Weingardt, Tübingen, Pfarrerin und Diplompsychologin, Autorin

Stephan Wichert-von Holten, Pastor, Hannover, Vorsitzender des Ausschusses für den Dienst auf dem Land in der EKD

Liebe Leserin, lieber Leser,

der „Mut zum Brücken bauen“ und der „zum ersten Schritt“ ist leichter besungen als gezeigt.

Der Eine oder die Andere in der Mehrgenerationenfamilie und in der dörflichen Gesellschaft fühlt sich damit überfordert. Das mag an den sprichwörtlich tiefen Gräben liegen, die tatsächliche Interessensgegensätze kennzeichnen, die manchmal aber auch bloß als vorhanden behauptet und als Glaube über Generationen weitergegeben werden. Gräben erscheinen oft auch als unüberbrückbar, weil Einzelne nicht wissen, „wie auch wir ... unseren Schuldigern“ vergeben können: Hier fehlen glaubwürdige Versöhnungsgesten, da ist emotionale Selbstüberforderung vorgezeichnet und dort darf die Sonne nicht über dem Streit untergehen ... Und so kann ein Konflikt den nächsten gebären.

Um Selbstverständnisse, Spannungsfelder und Seelsorge geht es in diesem Heft, aber auch um das Brückenbauen. Zwei besondere Brückenbauer kommen hier selbst zu Wort, weil sie uns verlassen: Mit Ihrer vorläufig letzten Meditation verabschiedet sich ANEMONE BEKEMEIER, die vitalisierende Pfarrerin aus Bad Saarow/ Brandenburg, nach sechsjähriger Mitarbeit aus unserem Redaktionskreis. Der andere, Pfarrer CHRISTFRIED BOELTER aus Thüringen, Urgestein der ostdeutschen Landarbeit, wechselt sein Aufgabengebiet. Wir Zurückbleibenden wünschen dankbar beiden ein gutes Geleit bei den Aufbrüchen zu neuen Ufern.

Ob Sie wohl bei der Lektüre auch den Mörtel erkennen, der unsere Heftbeiträge mit Ihren Erfahrungswelten und Hoffnungen brückenschlagend verbinden soll?

Aus der Mediation wissen wir:
Hinter Positionen stecken Ziele,
hinter Zielen verbergen sich Interessen,
hinter Interessen Grundbedürfnisse.

Sich dies im Alltag zu vergegenwärtigen empfiehlt Ihnen für die Begegnungen im neuen Jahr

Ihr
Werner-Christian Jung

Titelbild:
Elisabeth Jung:
Beziehungsbarometer,
Terracotta, 20 cm
(www.menschengestalten.de)
Collage: Carsten Liersch

BEATE WEINGARDT

Die Kunst des Vergebens –

Etwas vom Wichtigsten, etwas vom Schwersten

Vergeben ist ein transitives Verb, dessen Grundbedeutung lautet, dass man etwas fort- bzw. hergibt, nämlich einen Anspruch gegenüber einer Person, die einem Schaden zugefügt hat. Verzeihen hatte, ganz ähnlich, ursprünglich die Bedeutung: verzichten. Auch heute noch ist Vergeben im deutschen Sprachgebrauch weitgehend synonym mit Verzeihen, wird allerdings eher für schwerwiegende Prozesse und Verletzungen verwendet.

1. WAS VERGEBEN BEDEUTET

Vergeben bedeutet Verzicht, aber auch Befreiung. Wer verzichtet, lässt einen Anspruch los und befreit sich von einer inneren Bindung an den Verletzer. Dies ist in der Regel ein bewusster Akt, der jedoch nicht am Anfang, sondern am Ende eines langen Weges steht. Je tiefer die Verletzung, desto länger kann es dauern, bis ein Mensch „reif zur Vergebung“ ist. Wie im folgenden deutlich wird, hat dieser Prozess des Vergebens bestimmte Schritte oder Phasen, die – ähnlich dem von Kübler-Ross beschriebenen Trauerprozess bei Kranken und Sterbenden¹ – nicht einfach übersprungen oder abgekürzt werden können.

Vergabung darf nicht mit Verharmlosung oder Bagatellisierung des Geschehe-

nen verwechselt werden: Dies muss auch gegenüber dem Verletzer – sofern ein Kontakt mit ihm besteht – deutlich gemacht werden. Oft sind es allerdings nicht die anderen, die versuchen, eine Verletzung zu bagatellisieren, sondern der Verletzte selbst. Er scheut davor zurück, seine eigene Schwäche und Verunsicherung anzuschauen. Gerade bei Kränkungen aus der Kindheit ahnt er, dass anstrengende Arbeit auf ihn zukäme, wenn er sich mit dem, was in der eigenen Biografie schlecht gelaufen ist, auseinandersetzen würde.

Nicht zuletzt darf Vergabung auch nicht mit Vergessen gleichgesetzt werden, denn Vergessen ist ein Vorgang, der grundsätzlich nicht in des Menschen Macht steht – wohl aber Vergeben. Was sich jedoch

durch den Prozess des Verzeihens ändert, sind die assoziativen Gedanken und Empfindungen, die das Erinnern begleiten.

Ein in der theologischen Literatur oft anzutreffender Irrtum besteht auch darin, Vergebung und Versöhnung gleichzusetzen. Während Versöhnung jedoch ein interpersonaler Vorgang ist, der die Beteiligung des „Täters“ verlangt, ist Vergebung ein intrapersonales – sich in der verletzten Person ereignendes – Geschehen, das auf den Einbezug des Verletzers nicht angewiesen ist. Vergeben kann man deshalb auch schon gestorbenen Menschen oder solchen, mit denen man keinerlei Kontakte mehr pflegt.

2. WARUM KÖNNEN MENSCHEN EINANDER VERLETZEN?

Die Ursachen sind vielfältig – einige davon sollen skizziert werden.

Menschen verletzen einander, weil sie unterschiedliche Einstellungen und Erwartungen haben.

Je überzeugter ein Mensch davon ist, dass seine Erwartungen an den oder die anderen berechtigt oder gar selbstverständlich sind, desto weniger ist er bereit, diese Erwartungen zur Diskussion zu stellen. Dementsprechend groß ist die Verletzungsgefahr, wenn diese Erwartungen enttäuscht werden. Erwartungen an nahe Menschen zu haben ist normal, Aber nicht aber das Recht – auch nicht das Recht des Älteren – , diese Erwartungen zu verabsolutieren, d. h., sich einem offenen und kritischen Gespräch darüber zu verweigern.

Menschen verletzen einander, weil sie sich nicht in den anderen einfühlen.

Einfühlung (Empathie) ist die Mutter aller glücklichen und friedvollen Beziehungen. Wo Menschen einander verstehen und einander ernsthaft zu verstehen versuchen, da kommt es weitaus seltener zu Kränkungen, Konflikten und Missverständnissen.

Denn man versucht, die Sache „von ihm her“ einführend zu sehen.

Menschen verletzen einander, weil sie gedankenlos sind oder nur an sich denken.

Die Sorge um das eigene Wohl ist nichts Böses, doch problematisch wird es immer dann, wenn Menschen um ihres Vorteils willen bewusst in Kauf nehmen, dass andere Personen Nachteile haben. Dies kommt sicher oft vor – doch weitaus häufiger beruhen Verletzungen auch auf Gedankenlosigkeit bzw. „Geistesabwesenheit“. Denn für alle Menschen gilt: Immer dann, wenn sie sehr mit sich selbst beschäftigt sind, geraten die Personen um sie herum leicht aus dem Blickfeld. Dabei verzeihen Menschen leichter, wenn sie glauben, dass keine böse Absicht dahinter stand, sondern dass der andere „unabsichtlich“ verletzt hat. Ich plädiere dafür, sich im Zweifelsfall eher für diese Annahme zu entscheiden, denn sie ist häufig genauso plausibel und „realistisch“ wie die Annahme des Gegenteils.

Wer allerdings eindeutig den Egoismus oder die Rücksichtslosigkeit eines Mitmenschen zu spüren bekommt, ist tief verletzt – und zu Recht. Dazu später mehr.

Menschen verletzen einander, weil sie selbst Verletzte sind.

Viele Menschen tragen aus Kindheit, Jugend und sonstigen prägenden Beziehungen tiefe Kränkungen mit sich, die sie nie aufgearbeitet haben. Sie werden dann andere ebenfalls häufig verletzen, ohne es zu merken. Unter Umständen lenken sie sich damit auch von ihrem eigenen Verletztsein ab.

3. MÖGLICHKEITEN, SICH GEGEN VERLETZUNGEN ZU SCHÜTZEN

Wer nicht so leicht, nicht so oft und nicht so tief verletzt werden kann, hat auch nicht so viel und so häufig zu vergeben. Wodurch aber kränken und verletzen Menschen einander? Einige Beispiele:

» Doch der Kern, das Wesentliche an all diesen Kränkungen ist, dass ein Mensch nicht mit der Achtung und Würde behandelt wird, auf die er als Mensch einen Anspruch hat. «

Es ist kränkend, wenn man rücksichtslos und unhöflich behandelt wird, nicht ernst genommen wird, respektlos oder herablassend behandelt, beschämt oder bloßgestellt, ignoriert, übergangen oder vergessen wird. Überzogene Kritik verletzt uns, ebenso wie nicht gehaltene Versprechen oder Indiskretionen. Es tut weh, wenn ein Mensch belogen, betrogen, hintergangen, übervorteilt oder ausgenutzt wird. Verletzend ist auch, wenn Bedürfnisse und Grenzen nicht geachtet werden, wenn jemand unfair oder ungerecht ist, wenn Beziehungen abgebrochen werden, ohne dass ein Grund genannt wird. Es ist kränkend, wenn Menschen unzuverlässig und wenig verantwortungsvoll in ihrem Verhalten sind. Gewalt tut weh – in Worten und Taten.

Doch der Kern, das Wesentliche an all diesen Kränkungen ist, dass ein Mensch nicht mit der Achtung und Würde behandelt wird, auf die er als Mensch einen Anspruch hat. Damit wird sein Selbstwertgefühl bedroht oder gar erschüttert.

Eine erste Möglichkeit, um sich gegen Verletzungen zu schützen: Man fragt nach oder sucht positive und entlastende Erklärungen für ein Verhalten.

Man kann lernen, sich vor voreiligen Schlussfolgerungen und Interpretationen zu hüten, indem man sich klarmacht, dass das, was ein Mensch sagt, fast immer mehrere Bedeutungen haben kann. Das gilt mit Einschränkungen auch für Menschen, die einander nahe stehen und die sich deshalb sehr gut zu kennen meinen. Auch hier sollte man nicht einfach davon ausgehen, genau zu wissen, wie der andere etwas meint und warum er etwas tut!

Wer nachfragt, wie das Gegenüber eine Äußerung eigentlich gemeint hat, zeigt, dass er sich über die Bedeutung dessen, was er gehört oder erlebt hat, nicht ganz im klaren ist. Das ist weder ein Versagen noch eine Schande, sondern ein Zeichen von Reife, wenn Menschen sie wissen: „Ich kann mich auch täuschen.“ – Wer nachfragt, riskiert wenig, gewinnt aber oft sehr viel – nämlich Eindeutigkeit. Und er vermeidet nicht selten Missverständnisse, die zu Verletztheit führen.

Eine zweite Möglichkeit: Man teilt seine Gefühle klar und offen mit.

In der Regel haben Menschen gelernt, ihre körperlichen Empfindungen und Bedürfnisse mitzuteilen – aber sie haben nicht gelernt, ihre seelischen Bedürfnisse und Befindlichkeiten in Worte zu fassen. Niemand hat ihnen beigebracht, zu sagen: „Es tut mir weh, wenn du so mit mir sprichst. Es kränkt mich, wenn du mich so behandelst. Wenn du so mit mir umgehst, fühle ich mich einfach wertlos.“ Wer seine Gefühle mitteilen kann, thematisiert die Beziehungsebene, auf der Kränkungen geschehen. Das Gegenüber muss darauf reagieren und bereit sein, über die eigenen Empfindungen zu sprechen. Dadurch wird ein „Streit ums falsche Thema“ vermieden.

Eine dritte Möglichkeit: Man zieht rechtzeitig Grenzen.

Viele Menschen haben nicht gelernt, sich erstens rechtzeitig und zweitens eindeutig abzugrenzen, sobald ihnen jemand zu nahe tritt bzw. jemand sie unangemessen behandelt. Wenn man eine Grenzverletzung oder ein missachtendes Verhalten jedoch widerstandslos hinnimmt, muss man damit rechnen, dass es sich wiederholt und möglicherweise noch steigert. In der Tat passieren viele Verletzungen, weil Menschen zu spät oder gar keine Grenzen ziehen. Nach meinen Erfahrungen sind andere Menschen durchaus bereit, unsere Grenzen zu respektieren, wenn man sie ihnen deutlich klarmacht. Falls sie allerdings nicht dazu bereit sind, sollte man sich auch nicht scheuen, Distanz einzunehmen und im äußersten Notfall die Verbindung – zumindest vorläufig – „auf Eis zu legen“ oder zu beenden.

4. PSYCHOPHYSIOLOGISCHE AUSWIRKUNGEN VON VERLETZUNGEN

Grundsätzlich lässt sich sagen: Der menschliche Körper reagiert auf eine seelische Bedrohung oder Verletzung so, wie er auch auf eine körperliche Bedrohung oder Verletzung reagiert. Denn in beiden Fällen meldet das Gehirn: „Achtung, Gefahr im Verzug!“ und löst die sog. Alarm- oder Stressreaktion aus. Sie bereitet den Körper auf Kampf oder Flucht vor – ein genetisches Programm, das sich seit 40 000 Jahren nicht verändert hat.

Falls die Ursachen der seelischen Anspannung bestehen bleiben, klingen die körperlichen Auswirkungen nicht oder nur unvollständig ab.

Eine lang anhaltende seelisch-körperliche Stressreaktion – zum Beispiel bei Groll, Wut, Unversöhnlichkeit, Hass und Bitterkeit – hat deshalb aller Voraussicht nach gravierende gesundheitliche Langzeitfolgen.²

5. VERGEBEN ALS THEMA DER BIBEL

Im Alten Testament überwiegt eindeutig die Vergebung als Akt Gottes. Schuld ist etwas, was zwischen Gott und Mensch steht und entweder bedeckt oder weggetragen/weggenommen werden muss, so die Grundbedeutungen der entsprechenden hebräischen Verben.³

Im zwischenmenschlichen Bereich spielt Sühne und Vergebung nur eine untergeordnete Rolle im AT. Interessanterweise wird niemals im Indikativ von einem Menschen gesagt, dass er einem anderen vergibt, sondern es wird nur die Bitte um Vergebung geäußert. In der Jopsehs Geschichte, dem berühmtesten Beispiel für zwischenmenschliche Vergebung im AT, der Josephgeschichte, bitten die Brüder Joseph zwar um Vergebung (Gen.50,17), Josephs Antwort bringt diese Vergebung jedoch nur indirekt zum Ausdruck: „Fürchtet euch nicht! Bin ich denn an Gottes Statt?“ – Diese souverän-vergebende Haltung bleibt jedoch die Ausnahme.

Allerdings wird im AT – trotz vieler Vergeltungsgeschichten und Vergeltungswünsche – auch die Problematik von Rache und Vergeltung erkannt und immer wieder zum Verzicht darauf aufgerufen. Im übrigen ist auch das sog. ius oder lex talionis in Ex.21,23f. keine Aufforderung zur Rache, sondern zur Wiedergutmachung eines Schadens: „Entsteht aber ein weiterer Schaden, so sollst du geben Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand...“

In deutlichem Kontrast zu diesem auffallenden Schweigen des AT bezüglich zwischenmenschlicher Vergebung steht die ebenso auffallende Betonung in der Verkündigung Jesu, vor allem bei Matthäus.⁴ In seiner Formulierung des „Vaterunser“ verbindet Jesus die Bitte um Gottes Vergebung mit der Selbstverpflichtung des Menschen, seinerseits zu vergeben. Mit andern Worten: Der Mensch muss in seinem Verhalten Gottes vergiebende Zuwendung zum Menschen widerspiegeln. – Auch das Gebot der

Feindesliebe (Mt.5,43ff.) verlangt eine bewusste und aktive Abkehr vom Äquivalenzdenken („Wie du mir...“). Stattdessen soll die Haltung desjenigen, der Kind des Vaters in den Himmeln sein will, innovativ und kreativ die Fesseln des Hasses und der Vergeltungslogik sprengen. Dem entspricht auch Jesu Seligpreisung der Friedensstifter, also jener Menschen, die auf Groll und Hass verzichten und stattdessen beziehungsorientiert handeln: Sie werden „Söhne (und Töchter, d. Verf.) Gottes heißen“ (Mt.5,9). Zwei Besonderheiten in dem radikalen Vergebungsauftrag Jesu sind zu beachten:

Jesus verlangt, dass die Vergebungsbereitschaft unabhängig ist

- a) von der Frage, wer schuld ist an der Beziehungsstörung und, damit verbunden,
- b) von der Reue und Umkehr des (scheinbar) Schuldige(re)n. (vgl. Mk.II,25, wo auch deutlich wird, dass Vergebung ein intrapersonaler Vorgang ist, der unabhängig von der Haltung des Verletzers stattfinden kann.

Warum legte Jesus auf Vergebung so großen Wert? Ich vermute:

- » Weil er wusste, dass der Mensch sich selbst schadet, wenn er nicht vergibt
- » Weil er wusste, dass der Mensch langfristig seine Beziehungen zerstört, wenn er nicht vergibt
- » Weil er wusste, dass zwischenmenschliche Unversöhnlichkeit auch die Beziehung zu Gott in Mitleidenschaft zieht.⁵

Charakteristisch für Jesu Vergebungslehre ist die Interdependenz, d.h. die Verschränktheit von göttlicher und zwischenmenschlicher Vergebung.⁶ Vergebung als kreativer Akt, der die Spirale der Vergeltung und des Hasses unterbricht und einer Beziehungserneuerung Bahn schafft, ist ein aktives Handeln des Menschen, welches der Mensch nicht pflichtschuldigst leisten muss, weil oder damit Gott ihm schließlich

auch vergibt, sondern welches der Mensch sich leisten kann, weil ihn der Geist und die Kraft der vergebenden Liebe Gottes durchdringen und befähigen. Diese Differenzierung ist sehr wichtig, damit nicht aus der Vergebungsbereitschaft des Menschen wieder eine moralische Leistung wird, die quasi als Kausalbedingung für Gottes Vergebungsbereitschaft gilt. Was Jesus hingegen meint, geht m. E. tiefer: Jesus geht davon aus, dass die Beziehung zu Gott den Eintritt in eine Sphäre der Liebe und Barmherzigkeit bedeutet, der auch die Tiefenschichten der eigenen Persönlichkeit erfasst und zu einem veränderten Verhältnis zu sich selbst – und damit auch den Mitmenschen gegenüber – führt.⁷

6. DER PROZESS DES VERGEBENS

Der Prozess des Vergebens, den ich entwickelt habe, speist sich aus drei Quellen:

- der Auswertung aller verfügbaren wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Literatur
- der umfassenden schriftlichen Befragung von 21 Personen aus meinem Umfeld
- den Interviews mit 7 Menschen, die eine tiefgreifende seelische Verletzung erlitten hatten.

Bevor dieser Prozess beginnen kann, sind jedoch einige Voraussetzungen zu beachten:

- » Das Verletzungsgeschehen muss zumindest vorläufig abgeschlossen sein.
- » Es besteht die Möglichkeit zu Selbstschutz und Distanz.
- » Das Selbstwertgefühl ist nicht zu sehr zerstört bzw. es ist wieder stabilisiert.
- » Es besteht die grundsätzliche Bereitschaft, sich auf den Weg der Vergebung zu machen.

Die Vorteile des Vergebens für die eigene Person werden erkannt. Nur einige seien genannt:

- » Entlastung und Reifung der Persönlichkeit
- » Schutz der Gesundheit
- » Möglichkeit der Versöhnung oder Beziehungsheilung
- » Nichtbelastung Dritter mit den eigenen Verletzungen
- » Innere Freiheit vom Verletzer
- » Fortschritt in der Gottesbeziehung

Auch für den Prozess des Vergebens gilt:

- » Die Verarbeitung einer schweren seelischen Erschütterung verläuft schrittweise und nicht „von jetzt auf gleich“. Geist und Seele brauchen Zeit, um das Erlebte zu verarbeiten.
- » Die Phasen, die während einer solchen Verarbeitung auftreten, können unterschiedlich schnell durchlaufen werden; möglicherweise muss auch nicht jeder Mensch alle Phasen mit der gleichen Gründlichkeit und Intensität durchleben.
- » Das Verarbeiten einer schweren seelischen Erschütterung ist mit intensiver geistig-seelischer Arbeit und Anstrengung verbunden. Für die meisten Betroffenen ist es eine enorme Hilfe, wenn sie dabei nicht auf sich allein gestellt sind, sondern sich mit einer Person ihres Vertrauens austauschen können und dabei ehrliche Rückmeldung erfahren. Dies erleichtert die Verarbeitung des Geschehenen enorm.

1. Phase: Auseinandersetzung mit der eigenen Verletztheit, der eigenen Perspektive, den eigenen Erwartungen und der eigenen Person

Dies ist ein Weg vom Verleugnen und Verdrängen zum Wahrnehmen und Annehmen des Verletztseins. Dieses Wahrnehmen setzt voraus, dass die Emotionen nicht gelehnet und verdrängt, sondern zugelassen und bewusst gemacht werden. Nur wo Verletzungen erkannt und benannt werden, können sie auch richtig behandelt und möglicherweise geheilt werden. Anders gesagt:

Nur was zugelassen wird, kann auch losgelassen werden.

2. Phase: Auseinandersetzung mit dem Verletzer sowie mit den eigenen Anteilen am Verletzungsgeschehen; Bereitschaft zum Perspektivenwechsel

Auf die Beschäftigung mit der eigenen Person und dem eigenen Erleben muss das Bemühen folgen, sich mit der eigenen Betroffenheit sowie der Person des Verletzers in differenzierter Form auseinanderzusetzen.

Einige Inhalte dieser Phase:

- » Man unterscheidet zwischen der Tat des Verletzers und der Art und Weise, wie man seine Tat wahrnimmt und erklärt. Man macht sich klar, dass die eigene Wahrnehmung und Erklärung nur eine von mehreren Deutungsmöglichkeiten ist.
- » Man beginnt, das Verhalten des Verletzers sachlicher und gleichzeitig gründlicher zu überdenken: „Warum könnte der andere so gehandelt haben? Was könnte das Ziel seines Verhaltens gewesen sein? Hat er sich dabei etwas gedacht? Und wenn ja: Weiß ich wirklich, was er gedacht – und gefühlt – hat?“
- » Man macht sich klar, dass man nur einen Bruchteil des Verletzers wirklich kennt: „Ich weiß nicht, was wirklich in ihm vorging, als er mich verletzte. Ich weiß nicht, ob er sich darüber im Klaren war, was er mir angetan hat.“
- » Man denkt darüber nach, dass das Verhalten des Verletzers möglicherweise gar nicht viel mit der Person des Verletzten zu tun hatte, sondern viel mehr mit ihm selbst: mit seinen eigenen unverarbeiteten Problemen oder Kränkungen.

Allein schon diese Überlegungen zeigen: Dieser Schritt wird unter Umständen sehr zeitintensiv sein. Was geschieht in dieser Zeit? Die Wut weicht mehr und mehr dem Verstehen – und möglicherweise der

» Jemandem nicht zu vergeben bedeutet, Kräfte zu binden. Es befreit MICH, wenn ich vergebe. «

Trauer. Das Selbstmitleid wandelt sich zu Einfühlung in den Verletzer. Die Betroffenheit macht der Einsicht Platz. Man ist auf sein Schuldeingeständnis nicht mehr angewiesen – selbst wenn man dem Verletzer gesagt hat, dass man von ihm gekränkt wurde.⁸

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Anteil an der Beziehungsstörung gilt nur für Erwachsene. Kinder sind nicht „schuld“, wenn sie verletzt werden, Erwachsene tragen jedoch in der Regel eine Mitverantwortung dafür, wie sich eine Beziehung gestaltet und entwickelt. Wer seine eigene Mitverantwortung – der Begriff der Schuld ist hier nicht hilfreich – nicht ansehen möchte, ähnelt dem Menschen, von dem Jesus sagt, dass er lieber den Splitter im Balken des Bruders betrachte, um den Balken im eigenen Auge nicht wahrnehmen zu müssen.

3. Phase: Die Entscheidung

Alles, was im Verlauf des Vergebungsprozesses reflektiert, durchlitten und durchgearbeitet wurde, hat den Sinn, dass eine neue Sichtweise der Verletzung und des Verletzers möglich wird. Doch: Von selbst geschieht keine Vergebung. Wichtig ist, dass wir die Entscheidung zur Vergebung erst treffen, wenn wir die vorausgehenden Schritte hinter uns gebracht haben. – Natürlich ist es erfreulich, wenn z.B. Partner nach dem Grundsatz leben, möglichst nicht unversöhnt ins Bett zu gehen.⁹ Doch bei tiefe-

ren Wunden ist eine solche „Schnellkur“ einfach nicht möglich. Heilung braucht nun einmal Zeit – auch bei Christenmenschen. Doch wenn sie erst einmal die Segel in Richtung „Vergebung“ gesetzt haben, so können sie gewiss mit Gottes „Rückenwind“ rechnen.

Vergebung verändert den, der vergibt, und sie verändert seine Beziehung zu dem, der ihn verletzt hat. Möglicherweise verändert sie auch den Verletzer, doch das steht nicht in unserer Macht. – Vergebung innerhalb einer bestehenden Beziehung bedeutet, dass die Beziehung nie mehr so sein wird wie vorher. Aber sie kann klarer, tiefer und fester werden als vorher. Ich halte es für sehr hilfreich, Akte der Vergebung mit einem Ritual zu begleiten und zu besiegeln. Vor allem innerhalb von Familien – zwischen Ehepartnern oder Geschiedenen, zwischen Eltern und Kindern oder zwischen Geschwistern – ist ein solches Ritual möglicherweise ein wichtiger Meilenstein, an den man sich immer wieder erinnern, an dem man sich orientieren und in schwierigen Zeiten festhalten kann.

7. ERFAHRUNGEN MIT DEM VERGEBEN

Abschließend möchte ich einige der Menschen zu Wort kommen lassen, die ich in meiner Doktorarbeit zum Thema „Vergebung“ befragt habe.¹⁰ Ihre Antworten waren für mich in vieler Hinsicht beeindruckend, weil sie eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema sowie tiefe eigene Erfahrungen widerspiegeln.

- » „Jemandem nicht zu vergeben bedeutet, Kräfte zu binden. Es befreit MICH, wenn ich vergebe.“
- » „Wenn ich vergeben habe, sind Kopf und Herz wieder frei; positive Seiten können wieder gesehen und genossen werden; ich empfinde eine Stärkung meines inneren Menschen.“
- » „Vergebung bedeutet Entlastung, Unabhängigkeit vom anderen, Freiheit. Ich bin nicht mehr manipulierbar, kann frei entscheiden, wie ich mich gegenüber dem

anderen verhalten möchte. Ich habe Frieden in mir, es gräbt nicht ständig der Groll schwarze Löcher in die eigene Seele.“

- » „Ich will meine Vergebung nicht davon abhängig machen, ob der andere sein Vergehen zugibt, denn Nicht-Vergeben belastet mich selbst auch und Gott vergibt mir auch. Durch meine Vergebung kann der Weg zur Wiederherstellung einer guten Beziehung zum Schuldigen leichter werden.“
- » „Vergebung darf meines Erachtens nicht an Bedingungen geknüpft sein, ist eine bedingungslos erfahrene Gnade, die ebenso – zumal auch von großem eigenem Nutzen – weitergegeben werden soll.“
- » „Vergebung ist ein zentrales Thema in meinem Leben; meine Lebenszufriedenheit hängt stark davon ab, ob sie geschieht oder nicht. Sie fördert die Fähigkeit zur Selbstreflexion, die mir Motor der Persönlichkeitsentwicklung ist.“
- » „Beziehung ist das zentrale Element in unserem Leben. Alles andere muss sich dem unterordnen. Vergebungsbereitschaft und die Bereitschaft, Vergebung anzunehmen, d.h. Versöhnung zu leben, ist das grundlegende Element von Beziehung – Grund genug also, sich ein Leben lang damit zu beschäftigen.“ ‹‹

» ANMERKUNGEN

- 1) Vgl. Elisabeth Kübler-Ross, Interviews mit Sterbenden, Gütersloh 1982
- 2) Ausführlicher dazu mein Buch „Das verzeih ich dir (nie)“, 7. Aufl. Brockhaus-Verlag
- 3) Ausführlicher dazu meine Dissertation, S.18ff.
- 4) Eine Brücke zwischen AT und NT bildet jedoch das apokryphe Sirachbuch. Hier wird – Kap. 28, 1-7 – zum ersten Mal ausdrücklich zur zwischenmenschlichen Vergebung aufgerufen und, was noch ungewöhnlicher ist, es wird ein unlösbarer Zusammenhang zwischen menschlicher und göttlicher Vergebungsbereitschaft postuliert.

- 5) Trotz seiner Aufforderung zu unbedingter Vergebungsbereitschaft sah Jesus jedoch sehr wohl, dass man sich gegen wiederholte Verletzungen in irgendeiner Art schützen muss, wie Mt.18,15ff deutlich macht.
- 6) Martin Buber hat dies einmal prägnant mit den Worten ausgedrückt: „Die Tür zu Gott und die Tür zu den Mitmenschen gehen gemeinsam auf und gemeinsam zu.“
- 7) Ausgehend von diesem Verständnis, siehe 2. Kor.5,17 („Ist jemand in Christus...“), hat Paulus mehr beiläufig von Vergebung als einer für ihn offenbar selbstverständlichen Konsequenz der Nachfolge Jesu bzw. der Rechtfertigung des Glaubenden gesprochen. Vgl. Eph.4,32 oder Gal.5, 22.
- 8) Es ist allerdings eine andere Frage, wann diese Mitteilung einen Sinn hat und wann nicht. Sie hat immer dann einen Sinn, wenn ich mit dem Verletzer in einer Beziehung stehe, die immer wiederkehrende Begegnungen – und damit Verletzungsgefahren – mit sich bringt.
- 9) Getreu der Empfehlung in Epheser 4,26: „Lasst die Sonne über eurem Zorn nicht untergehen.“ Bei schweren Kränkungen wird sie jedoch nicht nur einmal untergehen, bevor diese vergeben werden können.
- 10) Alle Zitate aus: B. Weingardt, „...wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“, 2.Aufl. Stuttgart 2003

DER MUND

Er ist mein Siegel,
sagt die Verschwiegenheit ...

Er ist meine Falle,
sagt die Vorsicht ...

Er ist mein Gefängnis,
sagt der Schmerz ...

Er ist mein Dolch,
sagt der Hass ...

Meine Versuchung,
sagt der Bauch ...

Er ist das Wort,
sagt die Lüge ...

Schweigen ist Gold, lügt der Mund.

Verf. unbekannt

Pfarramt im Dorf – Mittler zwischen Teilkulturen?

Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn
Brüder einträchtig beieinander wohnen!

Dieser so wunderschöne Wunsch nach einer Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern aus dem Ps. 133 mag das Leitbild der Gemeinde sein und damit natürlich auch für Pfarrerinnen und Pfarrer eine geradezu natürliche Aufforderung in ihrer Rolle als Hirte zur Mitwirkung. In kleinen Dorfgemeinden, wo Parochie und Ortschaft tatsächlich nicht nur deckungsgleich, sondern zudem jeweils in der Größe überschaubar sind, ist es sicher ein Vorteil, dass man sich dabei recht gut kennt. Allerdings macht es die Arbeit als Seelsorger nicht unkomplizierter.

PFARRER, WO FAST ALLE SCHLOSSEN

Ich bin Pfarrer in vier kleinen Dörfern zwischen 200 und 450 Einwohnern am Rande der Nordwestpfalz, die zwar zu einer Kirchengemeinde zusammengeschlossen sind, sich aber jeweils als eigenständige Einheiten fühlen, zumal in Rheinland-Pfalz auch in diesen Größen die kommunale Eigenständigkeit mit jeweils eigenem Gemeinderat und Bürgermeister gewahrt worden ist. Vier Kirchen bilden dort jeweils den sichtbaren Mittelpunkt. Außer vier Küsterrinnen mit jeweils 2 Wochenstunden und der Organistin, die pro Gottesdienst bezahlt wird, gibt es kein Personal. Evangelische Kirchengemeinde und Einwohnerschaft sind in diesen Dörfern nahezu identisch. Mein Dienstantritt vor über zwanzig Jahren

markiert den Höhepunkt des Strukturwandels, in dessen Folge lediglich sechs Höfe im Haupterwerb verblieben sind. Schulen und Kindergärten, aber auch die Polizeistation waren bereits geschlossen und in die Verbandsgemeindeverwaltung ausgewandert. Allein in meinem Wohndorf schlossen in den folgenden Jahren Poststelle, Sparkassenfiliale, drei Lebensmittelgeschäfte, die Bäckerei, Metzgerei, Tankstelle und zwei weitere kleinere Läden mit diversen Angeboten.

In den vier Dörfern sind heute gerade noch drei Gaststätten, eine Bäckerei und eben das Pfarramt geblieben. Entsprechend hoch ist zumindest bei einem großen Teil der Einwohnerschaft das Ansehen von Kirche als einziger verbliebener Institution,

aber auch die Erwartung an mich als Pfarrer, diese Gemeinschaft aktiv zu begleiten, z.B. Jubiläen der an die zwanzig Vereine mitzugestalten, bei Streitigkeiten zu vermitteln, als Seelsorger in materiellen wie menschlichen Nöten präsent zu sein und zugleich mit der Kirche als Kulturträgerin auch eigene Akzente zu setzen.

HOCHWÜRDEN ALS STRAFENDE OBRIGKEIT

Mit einem Blick auf die Geschichte meines Pfarramtes bleibt es für mich bisweilen rätselhaft, wie schnell sich die Erwartungen und Ansprüche an die jeweiligen Amtsträger mit ihrer Stellung verändert haben, aber gleichzeitig umgekehrt völlig veraltete Einschätzungen und Vorurteile sich hartnäckig halten. Bis in die 50er Jahre war die offizielle Anrede in allen Anschreiben „Euer Hochehrwürden Herr Pfr.“. Von den beiden letzten Respektpersonen, dem Pfarrer und dem Lehrer, denen man als Jugendlicher nach der Abendglocke besser nicht begegnete, berichten mir noch heute die Älteren in der Kirchengemeinde und meinen damit tatsächlich meine direkten Vorgänger. Das heißt, selbst noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts wirkt die Stellung des Pfarrers als Vertreter der Obrigkeit im Bewusstsein der Bevölkerung nach.

Wie ausgeprägt diese war, sollen zwei kurze Ausschnitte beleuchten.

Bis Mitte des 18. Jahrhunderts vermerkt der damalige Pfarrer im Kirchenbuch Hundsbach über 15 Jahre lang detailliert permanente Rechtsstreitigkeiten mit den Dorfbewohnern. Da ging es darum, wie ihm z. B. bestimmte Fronarbeiten wie Transport- oder Erntedienste verweigert werden. Man spürt noch die Schadenfreude in den Zeilen, wenn er ausführlich schildert, dass in einem Fall die drei „Rädelsführer“ im Gerichtsort so brutal in den spanischen Bock gepresst werden, dass dem einen wohl aus Atemnot das Gesicht blau anläuft. Welche Genugtuung spricht aus der Beschreibung,

als die vermeintlichen Delinquenten im Turm eingesperrt auf Stroh hausten wie die Säue, „als welche sie auch waren“. Die insgesamt rauen Umgangsformen ahnt man in seiner Beschreibung der Bauern, wenn sie auf ihre Rechte pochen, und „kommen dem Pfarrer ins Haus und putzen ihn dergestalt aus, dass kein Hund kein Stück Brot von ihm nehme, oder schreien ihn aus, als eine groben, ungerechten, wunderlichen, zänkischen Mann, mit dem kein Mensch könnte zurecht kommen.“ „Und da ich weiß, dass die Bauern schier durch die Bank hindurch schlimme Schelme sind, so schone ich sie auch nicht, sondern putze ihnen den Bart rechtschaffen“, was vermutlich von der Kanzel aus geschah.

Aber es war nicht nur die unterschiedliche Rechtsauffassung, die ihn klar von der Gemeinde abhob, sondern auch die Aufgabe und unbedingte Durchsetzung der Kirchenzucht. Im Verbot von harmlosen Spielereien, wie das Spielen mit Klickern, zeigt sich das harsche Verhältnis zu Kindern und Heranwachsenden bzw. Mägden, die er bereits bei harmlosen Eigentumsdelikten, wie Diebstahl von Feldfrüchten oder Obst, in den Stand von Verbrechern rückt.

Die Anwendung der Trill, ein Käfig, in dem die Delinquenten bis zum Schwinden der Sinne vom Gemeindediener in aller Öffentlichkeit gedreht wurden, geschah „des Pfarrers wegen am meisten..., indem die Leute mehrertheils auf des Pfarrers Gut ertappt werden.“ Auch wenn die Verhältnisse in Hundsbach sicher nicht völlig verallgemeinert werden dürfen, darf man genauso wenig auf eine krasse Ausnahmesituation schließen.

PARTEINAHME ALS SPALTUNGSGEFAHR

Von seiner Stellung her war er „Kleiner Grundherr“, dem seit alters her Abgaben zu zollen und Dienste zu leisten waren, so dass er in Konfliktfällen seinen Platz klar auf der Seite der Stärkeren in der obrigkeitlichen Hierarchie wusste.

So tut es dem Verhältnis zu den künftigen Gemeindegliedern sicher gut, sich bei Amtsantritt doch ein wenig in die Historie der Gemeinde einzulesen. Erst später wurde mir deutlich, dass die immer wiederkehrende Erzählung von einem Konflikt in den zwanziger Jahren sicher auch eine Botschaft an mich enthielt. Da hatte der Pfarrer in Löllbach sich mit einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen, die den Bau der Wasserleitung forcieren wollte. Dies stieß auf den erbosten Widerstand des Unterdorfes, wo die meisten Bauern über einen eigenen Brunnen verfügten. Auf dem Höhepunkt des Streites 1929 trat beinahe die Hälfte der Einwohnerschaft aus der Kirche aus, weil die Partei der „Trockenen“ sich mit dem Bau der Wasserleitung gegenüber den „Nassen“ durchgesetzt hatte. Der Erfolg des Pfarrers war nicht nur mit der Spaltung der Gemeinde erkaufte, sondern erzwang schließlich auch seinen Weggang. Mit der Parteinahme für die eine Seite hatte der Amtsinhaber wohl nach Ansicht des Dorfes eine unsichtbare Grenze überschritten: Aus den inneren Angelegenheiten des Dorfes hat man sich herauszuhalten oder wenn überhaupt, nur zu vermitteln. Es wird zu einer Gewissensfrage an den Einzelnen, wieweit er bei politischen Auseinandersetzungen, z.B. Firmenansiedlung gegen Naturschutz für Arbeitsplätze, sich auf eine Seite schlägt und damit auch die Spaltung der Gemeinde in Kauf nimmt.

DORFGEDÄCHTNIS UND CHANCEN DER NEUEN

Dazu bleibt eine Einschätzung des oben zitierten Stelleninhabers aus dem 18. Jahrhundert bis in heutige Auseinandersetzungen unglaublich aktuell, nach der ein „Teil der Dorfbewohner von leicht erregbarem Gemüt“ ist. Auch ich musste erst lernen, die für mich unglaublich emotionalisiert geführten Diskussionen in Gemeinderäten und Vereinen richtig einzuschätzen. Noch heute eskalieren Sachdiskussionen, wie z.B. die um Anliegerbeiträge oder Flur-

bereinigung, schnell in ganz persönliche Grabenkriege. Schon die Zugehörigkeit zu einer Partei kann hier eine Mittlerrolle schwer schädigen und sollte gut überlegt sein.

Zudem erlebe ich das kollektive Dorfgedächtnis als bis in Details nachtragend, so dass in einer Auseinandersetzung schnell ganze Familienfehden aufbrechen können. Vielleicht werden gerade deswegen nicht selten „Zugereiste“, wie die Zugezogenen und Eingeheliraten hier typischerweise genannt werden, in Gemeinderat, Vorstände von Vereinen oder der Kirchengemeinde gewählt, weil sie eben nicht von alten Streitigkeiten zwischen Familienclans belastet scheinen. In guter Erinnerung ist mir noch der sorgenvolle Blick einer der Vorsitzenden der Frauenhilfen ob meiner Unbedarftheit, als ich zwei Damen nebeneinander platzierte, die seit drei Generationen miteinander wegen eines Erbstreits verfeindet waren. Zwar ist mir noch heute bei einer Vorstellung die endlose Aufzählung der einzelnen Verwandtschaftsverhältnisse über die Ortsgrenzen hinweg lästig, beleuchtet aber interne Beziehungen, deren Missachtung, selbst wenn sie nur aus Nichtkenntnis geschieht, erhebliche Folgen im Verhältnis zeitigen können.

Unvergessen bleibt mir in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung mit einer Familie, als ich aufgefordert wurde, in dem bei uns üblichen Lebenslauf vor der Beerdigungsansprache den Bruder nicht zu erwähnen. Gerade die Kasualien Beerdigung und Trauung bieten hier umgekehrt die Chance, im sensiblen Umgang miteinander vielleicht auch ein neues Kapitel aufzuschlagen, zumindest den Konflikt nicht zu verschärfen und vielleicht sogar mit dem Grab die Gräben zuzuschütten, zumal Bestattungen hier wirklich noch öffentliche Ereignisse mit hoher Anteilnahme sind. Hellhörigkeit und Beobachtungsgabe sind Erfordernisse, die Konflikte frühzeitig erkennen lassen und die Pfarrerin wie den

» Auch dem Aufruf der Kirchengemeinde zu einem persönlichen Einsatz folgen die Menschen eher und selbstverständlicher als denen von Vereinen oder der Kommune.

Pfarrer vor allzu schneller Urteilsfindung bewahren, die in ein Minenfeld führt. Die bei einer Beerdigung abseits stehenden Schwiegertochter kann schon ausreichend Hinweis für offen zutage tretende schwere Konflikte sein. Gerade hier halte ich theologische Kompetenz und Beharrlichkeit mit einer eindeutigen Position für eher gefragt als ein Ausweichen.

ZWISCHEN ZUGEREIST UND IMMER SCHON DA

Eine große Schwierigkeit in einer so engen Dorfgemeinschaft, wo jeder jeden kennt und mit den meisten Problemen oder auch Vorurteilen einigermaßen vertraut ist, besteht darin, dass man genau dieses Wissen auch von der jeweiligen Pfarrerin bzw. dem Pfarrer erwartet. Die aber sind irgendwo in einer Zwischenstellung zwischen „zugereist“ und – da ja das Amt bleibt – immer schon da. Insofern gehört der Pfarrer zwar dazu, aber irgendwie auch nie so ganz. Die Entschuldigung, das habe ich nicht gewusst,

wird ab einer gewissen Lebenszeit im Dorf kaum akzeptiert und argwöhnisch als mögliche Ausrede beäugt.

Dennoch habe ich gerade diese Zwischenstellung bisweilen auch als hilfreich erfahren, wo gemeinsame Erfahrungen zwischen Neubürger und der Familie des Pfarrers verbinden und helfen, die Mechanismen der jeweiligen Dorfgemeinschaften zu erlernen. Wo nicht das Interesse an einem bestimmten Verein den Zugang in das Dorf erleichtert, ist es oft die Kirchengemeinde, die über ihr Angebot für Kinder Familien und auch zugezogenen Jugendlichen die Integration ermöglicht. Hier, wo die Dörfer mit einer Abnahme der Bevölkerung zu kämpfen haben, belegen Zuzüge oft weniger die kleinen schmucken Neubauviertel als vielmehr die eher verwahrlosten ehemaligen Hofgrundstücke, eben weil sie so preiswert geworden sind. Entsprechend ist die soziale Herkunft der Neubürger eher den aus den Städten heraus gespültem Saum der Gesellschaft zuzuordnen, und sie werden vom übrigen Dorf nicht nur scharf beobachtet, sondern auch entsprechend ihrem Interesse an der Gemeinschaft schnell deklassiert. Der verwahrloste Garten, die vom übrigen Dorf deutlich unterscheidbare Gestaltung der Fassade in Richtung „unordentlich“ sowie das Desinteresse an Veranstaltungen und Festen drücken weiter an den Rand des Außenseitertums – was übrigens auch dem Pfarrer passieren kann. Natürlich wird sehr genau beobachtet, mit wem der engeren Umgang pflegt, und sogar schon evtl. die verstärkte Präsenz in nur einem Dorf von den anderen eifersüchtig und missbilligend als Bevorzugung wahrgenommen. Umgekehrt kann gerade so die verstärkte Zuwendung des Pfarrers zu einzelnen Familien oder Gruppen in gewissem Grade deren Akzeptanz fördern. Dass ich aufgrund meiner Stellung ebenfalls immer so etwas wie Außenseiter bleibe, erleichtert die Solidarität und das Mitgefühl mit den anderen. Dabei ist die gleichmäßige Dosierung der Präsenz zu den öf-

fentlichen Anlässen, wie die Teilnahme am Dorfgeschehen mit seinen Festen, nicht unerheblich für meine Position innerhalb der verschiedenen Gruppierungen und Engagements.

INTEGRATIONSFAKTOR

Eine erstaunliche Beobachtung, wie angesehen die Kirchengemeinde als übergreifende Identität wirksam bleibt, ist die Teilnahme des Dorfes an deren Festen: Wo Kirche selbst als Initiator auftritt, haben wir die größten Besucherzahlen. Wohl auch deswegen wächst der Trend, Vereinsfeste mit Gottesdiensten zu verbinden, weil sich dadurch der Integrationsfaktor und die Teilnahmezahl erhöhen. Auch dem Aufruf der Kirchengemeinde zu einem persönlichen Einsatz folgen die Menschen eher und selbstverständlicher als denen von Vereinen oder auch Gemeinde. Gerade Pflanzaktionen, Reparaturarbeiten oder die Arbeit bei Festen sind Gemeinschaft stiftende Anlässe. Überspitzt formuliert brachte es der Soziologe und Theologe Eugen Rosenstock-Huessey auf die Formel: Nur wer zusammen arbeitet, kann zusammen beten.

Wer eine Theologie auf Augenhöhe vertritt, lernt jedenfalls in den dem Pfarramt normalerweise fremden Tätigkeiten am Bau oder wo auch immer nicht nur eine gewisse Sprachfähigkeit dazu. In der Anerkennung der Kompetenz anderer in ihrem Bereich kann auch die Reputation meiner eigenen nur gewinnen.

„SIE HABEN SICHER SCHON GEHÖRT...“

Im Übrigen habe ich die Erfahrung gemacht, dass es wohl an die sieben Jahre gedauert hat, bevor ich überhaupt auch als Seelsorger bis in intime Familiendetails gefragt war. Dabei mag durchaus das eigene Eintrittsalter von damals knapp unter 30 Jahren eine Rolle gespielt haben. Ausschlaggebender für das Vertrauensverhältnis halte ich indes das Zugehörigkeitsgefühl und wirkliche Ankommen im Dorf, das eben Jahre braucht, bis man sich kennt. Wo das

» Weil Dorftratsch gleichzeitig geächtet ist, breitet man ihn vorm Pfarrer nicht aus, so dass „Neuigkeiten“ oft erst ganz zuletzt bei mir ankommen.

«

Diakonische Werk mit seinen Konfliktberatungsstellen in bald 40 km Entfernung und langen Wartezeiten eine Hürde darstellt, bedient man sich gerne des näher liegenden Pfarramts, das zudem keine Öffnungszeiten kennt. So ist es auch nicht ganz selten, dass ich einem Hilferuf in der Nacht zu folgen habe, wo die Situation völlig eskaliert ist. Dazu bin ich oft die Tür zu einer weitergehenden Beratung, die man wie einen freundschaftlichen Rat sucht.

Zwar mag dort für manche die Hemmschwelle aufgrund der Anonymität geringer sein als der beobachtete und kaum zu verheimlichende Besuch im Pfarrhaus. Andererseits mache ich die Erfahrung, dass die meisten Ratsuchenden ohnehin das subjektive Gefühl haben, ihre Konflikte zumeist innerhalb von Familien seien dem ganzen Dorf bereits bekannt. So beginnen viele Gespräche mit der Einleitung: „Sie haben sicher schon gehört...“

Hier erlebe ich eine merkwürdige Kommunikationsbarriere: Zwar setzt jeder irgendwie voraus, ich müsste Bescheid wissen, aber weil Dorftratsch gleichzeitig geächtet ist, breitet man ihn vorm Pfarrer nicht aus, so dass „Neuigkeiten“ oft erst ganz zuletzt bei mir ankommen.

WIE BEI TAUFE UND RUMPELSTIELZCHEN

Wie wertvoll allerdings die Kenntnis der eigenen Gemeindeglieder sein kann, erfuhr ich an anderer Stelle. Zwischen den Mitgliedern des Jugendraums und Jugendlichen aus der benachbarten Kirchengemeinde eskalierte ein Streit, derart, dass fremde Gruppen aus anderen Orten bereits dabei waren, „zur Hilfe“ zu kommen. Ein revanchierender Überfall wurde von der Polizei beendet. Die Antwort war bereits in Planung. In einem Gespräch mit dem Nachbarpfarrer hatten wir schnell die Namen der Beteiligten beider Ortschaften parat und konnten sie zu einem Treffen aller Beteiligten bewegen. In der schrillen Auseinandersetzung mit gegenseitigen nicht enden wollenden Vorwürfen aus beiden Gruppen, konnten wir die jeweils Beteiligten immer wieder mit ihrem Namen herausschreien. Nur das Märchen Rumpelstilzchen weiß neben der Taufe noch etwas vom Zauber des Namens, der in einer anonymen Rotte den einzelnen geradezu paralyisiert, wo er mit seinem Namen genannt wird. In den zentrierten Lernfabriken sind die Jugendlichen ja mittlerweile den meisten Lehrern gegenüber anonym. Aber gerade dass wir beide jeden und jede jeweils benennen und herausschreien konnten, schuf erst die persönliche Atmosphäre, in der sich auf einmal nicht mehr zwei Rotten gegenüber standen, sondern junge Menschen. Und tatsächlich konnte sich am Ende der Auseinandersetzung einer der Hauptkontrahenten seinem Widersacher gegenüber äußern: Ach, wo wir jetzt miteinander gesprochen haben, finde ich dich ja eigentlich ganz in Ordnung.

ORTSKRIPPENSPIEL UND „HARKE-TEAM“

Dabei kommt mir sicher zur Hilfe, dass die Kirchengemeinde mit offenen Filmnachmittagen oder auch dem Jugendraum Angebote an alle Kinder macht und

auch die Jüngsten dabei nicht auslässt. So ist es mittlerweile geradezu eine Tradition, dass zu den vier Krippenspielen am Heiligabend praktisch alle Kinder beider Konfessionen bereits vom Kindergartenalter mitmachen. Allerdings ist der Versuch, auch je im eigenen Ort Gruppen zu bilden und eine Verbundenheit mit der Ortsgeschichte als einzige Institution aufrecht zu erhalten, auch aufgrund der kleiner werdenden Zahlen, aufwändig und mühsam. Einen – allerdings doch eher zufälligen – Erfolg erfuhr ich auf ganz anderer, unerwarteter Seite: Die Fußballvereine aller vier Ortschaften spielen seit zwei Jahren in Spielgemeinschaft deckungsgleich mit den Grenzen der Kirchengemeinde und nennen sich nicht selten, aber natürlich scherzhaft: Das Harke-Team. <<

LIEBESLIED ...

Wenn Du mich einmal nicht mehr liebst,
lass mich das ehrlich wissen.
Dass Du mir keine Lüge gibst,
noch Trug in Deinen Küssen!

Dass mir Dein Herz die Treue hält,
Musst Du mir niemals schwören.
Wenn eine andre Dir gefällt,
sollst Du nicht mir gehören.

Wenn Du mich einmal nicht mehr magst
und geht mein Herz in Scherben –
dass Du nicht fragst, noch um mich klagst!
Ich kann so leise sterben.

Mascha Kaleko

Herausforderung „Landfrau“ –

Plädoyer für neue LandSichten

Frauen haben in der Zwischenzeit viel von dem erreicht, was sie erreichen wollten, dazu zählt vor allem die persönliche Freiheit, Flexibilität und Individualität. Das gilt auch für die Frauen auf dem Land. Vielleicht auf dem flachen Land mit etwas weniger Alternativen als in der Stadt. Stadtnahe ländliche Gemeinden lassen jedoch oft nichts zu wünschen übrig. Sie bieten günstige Wohnqualität mit entsprechender Freizeitvielfalt, alle Bildungsangebote für die junge Generation in erreichbarer Nähe und interessante Arbeitsplätze – auch für Frauen.

Das Ergebnis ist eine enorme Vielfalt von Lebenssituationen auf dem Land. Frauen aller Generationen leben hier ihr ganz individuelles Lebensmosaik von Privatheit, beruflichen Anteilen und familiärer Beanspruchung. Und das Ganze mit teilweise bemerkenswerten Umbrüchen, Wendungen und Neuanfängen.

SELBSTBILD UND FREMDBILD

Frauen haben längst erkannt, dass es u.a. die vielfältigen Überlebensstrategien sind, die das Landleben für sie und ihre Familien interessant macht. Entsprechend kreativ sind die Formen der Einkommenserzielung, die Lösungen bei der Kinderbetreuung und bei der Betreuung der älteren Generation. Ich selbst habe nach Studium und langjähriger Berufstätigkeit in der ländlichen Erwachsenenbildung vor drei Jahren einen Landwirt geheiratet. Mittlerweile bin ich in der Elternzeit und helfe verstärkt meinem Mann auf dessen landwirtschaftlichem Betrieb. Nebenher versuche ich, eigene einkommenswirksame Projekte zu realisieren. Außerdem werde ich von den Schwiegereltern im täglichen Arbeitsablauf gebraucht

– nicht weniger brauche ich sie vor allem für die Mitbetreuung unseres kleinen Sohnes.

Die ländlichen Lebenswirklichkeiten von Frauen sind vermutlich noch vielfältiger als in der Stadt. Denn hier hat sich neben den modernen Lebensentwürfen auch oft noch der traditionelle Familienzusammenhalt und das typisch ländliche Miteinander von Familienleben und Arbeitsplatz erhalten – vor allem in den kleineren Handwerksbetrieben und den bäuerlichen Familienbetrieben. Gerade für die betroffenen Frauen sind dies ganz besondere Herausforderungen – und das Resultat sind oftmals profilierte Frauen mit viel Eigensinn. Nicht verwunderlich ist es deshalb, wenn der interessierte Landbetrachter – sei er nun

akademisch, politisch oder kirchlich motiviert – gerade an dieser immer kleiner werdenden Gruppe der Bäuerinnen und Handwerkerinnen hängen bleibt und er sein Landfrauenbild daraus nährt.

Problematisiert wird dabei vor allem die Tatsache, dass sich auch diese traditionellen Frauenrollen im Umbruch befinden. So können oder wollen nicht wenige der Ehefrauen von Landwirten heute noch den Begriff der Bäuerin für sich in Anspruch nehmen. Pessimisten sehen deshalb vieles auf dem Land bedroht. Politiker bedauern in diesem Zusammenhang den Werteverlust auch in der ländlichen Bevölkerung. Die Kirchen befürchten leere Bänke beim sonntäglichen Gottesdienst und im wöchentlichen Frauenkreis. Soziologen sprechen von einem Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne. Die Spannung liegt jedoch eher zwischen der heute gelebten Realität auf dem Land und den inneren Landbildern der Betrachter. Es sind Bilder, die über viele Jahrzehnte u.a. durch den „Urlaub auf dem Bauernhof“, durch den Verschönerungswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ und immer auch durch die persönlichen Kindheitserinnerungen gespeist wurden. Skizzen, die oft anhand landfremder Kriterien entstanden sind.

AUTORITÄT UND FREIHEIT

Die gängigen Bilder über die Menschen auf dem Land sind immer noch nostalgisch verklärt oder aber kritisch-emanzipatorisch eingeschwärzt. Beide Perspektiven geben nur einen Teil der Realität wider. Die kritische Variante sieht auf dem Land überholte Lebensmuster, soziale Kontrolle und emanzipatorischen Nachholbedarf. Aber dörflicher Zwang, traditionelle Lebensmuster oder klassische Rollen haben ihre Wirkung weitgehend verloren. Niemand lässt sich heute eine Rolle zuweisen und sich in ein Bild pressen. Von wem auch? Weder Schwiegermütter, Nachbarn noch die

Kirchen besitzen die dafür notwendige Autorität. Dazu fehlen die emotionalen und existentiellen Abhängigkeiten früherer Jahre weitestgehend. Emanzipation und Selbstbestimmung werden an allen Orten gelebt. Dies sind die Früchte der schulischen Bildung und der Erwachsenenbildung – auf dem Land vor allem durch die kirchlichen Träger und die Landfrauenverbände.

Sicher gibt es – von Insidern wahrnehmbar – noch jene Phänomene, die früher das Dorfleben bestimmten: verwandtschaftliche Verflechtungen, nachbarschaftliche Verfeindungen, geduldete Außenseiter, tonangebende Persönlichkeiten. Die Verhaltensmuster und die Zwänge wirken nur noch bei denen, die sie ernst nehmen. Das Ernst nehmen bleibt letztlich jedem selbst überlassen. Allerdings muss sich, wer Insider werden will, auf solche Strukturen einlassen, mit ihnen rechnen, sie ernst nehmen. Dies gilt sowohl für einzelne Personen, die sich z. B. bei Kommunalwahlen oder Kirchenwahlen in einer Dorfgemeinschaft einbringen wollen, als auch für Amtsträger wie Pfarrer, Vereinsvorstände oder Bürgermeister.

Wo es früher jedoch unter dem Stichwort „soziale Kontrolle“ noch allgemein wichtig war, was über Einzelne geredet wird, scheint dies nebensächlich geworden zu sein. Und das gilt für alle Generationen. In meiner Heimatgemeinde, einem 2000-Seelen-Ort im Strohgäu, treffen sich unter der Regie des Malermeisters i.R. die Frauen und Männer der Generation 60 plus einmal im Monat zum Wandern oder zum Ausflug – nur zum Vergnügen. Früher undenkbar, denn irgendeine Arbeit in Haus, Hof oder Garten gab es zumindest für die Hausfrauen immer zu erledigen. Heute trifft man sich mitten im Ort, aufmerksam gemacht wird im Mitteilungsblatt der Gemeinde. Wem es die Gesundheit, der Geldbeutel und die familiären Verpflichtungen erlaubt, beteiligt sich selbstverständlich. Unter dem Motto „Wir tanzen für Jesus“ tritt beim Gemeindefest eine quirlige Mäd-

chengruppe im Gottesdienst auf. Mit beachtlicher Ausstrahlung lassen die Girls zu einem lauten Song aus der Konserve Arme und Beine fliegen. In der pietistisch geprägten Gemeinde früher undenkbar – heute von allen Seiten dankbar als kirchliche Beteiligung der Jugend angenommen.

TRADITION UND INDIVIDUALITÄT

Ohne die Situation von Frauen auf dem Land schön zeichnen zu wollen darf doch festgestellt werden: Es sind offensichtlich weniger die selbstbewussten jungen und älteren Frauen auf dem Land, die ein Spannungsfeld zwischen gestern und heute erleben. „Spannung zwischen Tradition und Moderne“ ist vielmehr die krisenhafte Erfahrung derjenigen Organisationen, die sich seit Jahrzehnten erfolgreich um die Menschen auf dem Land bemüht haben: Die Bauernverbände und die Landfrauenverbände, die Kirchen mit ihren ländlichen Organisationen – wie Evangelisches Bauernwerk und Katholisches Landvolk – die örtlichen Kirchengemeinden und die ländlichen Bildungshäuser unterschiedlicher Trägerschaft.

Ihnen brechen die traditionellen Zielgruppen weg. Die Kategorien, nach denen sie ihre Angebote ausgerichtet haben, gelten offensichtlich nicht mehr uneingeschränkt. Vor allem Frauen haben vielfältige (Lebens)Ansprüche, die noch dazu an ganz verschiedenen Stellen in der Biographie zutage treten. Die modernen „Landmenschen“ sind kritischer, anspruchsvoller, haben Zugang zu vielen Anbietern, haben oft keine gewachsene Zugehörigkeit zu den klassischen Organisationen. Bei Veranstaltungen wird die Zahl der Teilnehmenden immer kleiner – egal ob in den Gottesdiensten oder bei Bildungsveranstaltungen. Massenveranstaltungen sind nur noch selten realisierbar. Immer wieder müssen maßgeschneiderte Angebote für kleine Interessengruppen entwickelt werden.

» Jede Frau muss heute an ihrem eigenen Frauenbild arbeiten und sie erlebt dabei ihre ganz persönlichen Spannungsfelder. Das Ergebnis ist jeweils ein individuelles Mosaik «

Diese Spannung zwischen Tradition und Moderne gilt es auszuhalten. Und sie kann vielleicht dazu genutzt werden, das Selbstverständnis der Organisation zu überdenken und neue Leitbilder für das eigene Tun zu entwickeln. Wer heute in Sachen Landfrauen erfolgreich sein will und wertvoll für seine Klientel, der muss sich mit der Lebensrealität der einzelnen Frauen auseinandersetzen und sie in den Mittelpunkt stellen. Dies ist eine gewaltige Herausforderung. Denn dabei wird deutlich, dass pauschale Problemlösungen passé sind: Frauen auf dem Land brauchen kein neues Rollenbild. Ihr emanzipatorischer Bedarf ist weitgehend gedeckt. Sie benötigen auch nicht immer neue „Maltechniken“ für die farbliche Gestaltung ihres Alltags. Viele haben sich längst zur Expertin in eigener Sache entwickelt.

Für Institutionen gilt daher: Ehrliche Bemühungen um die eigene organisatorische Authentizität können vielleicht moti-

vierender sein als die immer neue Suche nach Farben, Formen und Formulierungen im Angebot. Die daraus resultierende Verlässlichkeit von Kirche bzw. Bildungs- und Beratungseinrichtungen kann angesichts der rasanten Veränderungen im Alltag zu mehr Gelassenheit auf dem flachen Land beitragen. Es gibt keine Veranlassung, den aktuellen Modernisierungsprozess zu beschleunigen – wohin auch?

ENGAGEMENT UND ARRANGEMENT

Mit der persönlichen Freiheit wächst die Eigenverantwortung – in allen Bereichen des Alltags. Vorbei sind die Zeiten, in denen ganze Frauengenerationen auf dem Land miteinander bedauert haben, dass ihnen eine weiterführende Schul- und Berufsausbildung verwehrt wurde, weil sie auf dem elterlichen Hof gebraucht wurden oder selbstverständlich „nur“ auf die Rolle als Hausfrau und Mutter vorbereitet wurden. Vorbei sind auch die erfolgreichen Zeiten der gemeinsamen Bewältigungsstrategien in der berufsständischen und kirchlichen LandFrauenbewegung.

Rollenfragen sind keine gesellschaftlichen Phänomene mehr. Öffentlich diskutiert wird derzeit lediglich noch die Finanzierung der Kinderbetreuung und damit die praktische Vereinbarung von Familie und Beruf. Fakt ist: Jede Frau muss heute an ihrem eigenen Frauenbild arbeiten und sie erlebt dabei ihre ganz persönlichen Spannungsfelder. Das Ergebnis ist jeweils ein individuelles Mosaik, dessen bunte Steinchen oft aus ganz verschiedenen Erfahrungswelten stammen. Um im Bild zu bleiben: Frauen erleben es heute als Herausforderung aufbauend auf ihren Kompetenzen und Fähigkeiten selbst aktiv nach passenden Bausteinen für das eigene Mosaik zu suchen und sich dabei (ab und zu) auch mit dem vorhandenen Material zu arrangieren. Letzteres war für viele Frauengenerationen eine notgedrungene Selbstverständlichkeit. Es

ist jedoch angesichts unserer postparadiesischen Zeit auch eine für modernes Überleben sinnvolle Strategie.

AUTHENTISCHES REICHES FRAUENLEBEN

Dies gilt vor allem auch für Landfrauen in klassischen (betrieblich-)familiären Zusammenhängen, die dort oft mit mehr oder weniger Ballast zu leben haben. Ballast vor allem durch die existenziellen Ansprüche der Generationen und die intergenerativen Verflechtungen. Oft gilt es, gelassen in ausgetretenen Spuren auszuhalten – und sei es nur wegen langfristiger Investitionen und der damit verbundenen Schulden. Nicht jede Generation kann ihre Weichen (sofort) neu stellen.

Spannend bleibt das Frausein auf dem Land allemal. Sowohl mit „modernen Themen“ wie auch mit den traditionellen Herausforderungen der Fürsorge für sich und andere. Und dass aus der spannenden Herausforderung nicht eine angespannte Überforderung wird, dafür ist Unterstützung hilfreich. Heute geht es weder um starre Rollen und Erwartungen noch um pure Emanzipation. Es geht vielmehr um die selbstbestimmte Übernahme von Aufgaben, Verpflichtungen und Verantwortungen. Kurz: um ein authentisches und reiches Frauenleben. Jenseits aller Klischees und Ansprüche werden Landfrauen so zu einer neuen Herausforderung für Kirchen, Bildungsträger und Beratungseinrichtungen.

Was sich Landfrauen von traditionellen Einrichtungen wünschen?

Professionalität – denn die wird auch von Frauen an allen Ecken und Enden verlangt. Wertschätzung – denn ohne die kann kein gutes Miteinander in Familie und Gemeinde gelebt werden.

Kritikfähigkeit – denn die richtigen Frage helfen, weiterführende Antworten zu finden. <<

Landwirtschaft und Naturschutz –

gegenwärtige und zukünftige Konfliktlinien

Konflikte zwischen der systematischen Nutzung und dem Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen gibt es seit Jahrtausenden, wie beispielsweise biblische Zeugnisse belegen. Dabei unterliegen die Streitfragen selbstverständlich einem kultur- und technologiespezifischen Wandel. Im Folgenden stellen wir aus der Sicht des Naturschutzes drei Konfliktfelder dar, die heute und morgen gesellschaftlicher Klärungen bedürfen. Für die Verantwortlichen in den Umweltverbänden ist dabei mittlerweile unstrittig, dass die Folgen der notwendigen Wertentscheidungen gesamtgesellschaftlich zu tragen und nicht etwa vorrangig der Gruppe aufgebürdet werden dürfen, die sich bei uns seit Jahrhunderten doch insgesamt als Praktiker eines nachhaltigen Naturgebrauchs erwiesen haben – die in der Landwirtschaft Tätigen. So verstehen sich heute Naturschutz und Landwirtschaft zunehmend als kritische Bündnispartner, die im Konfliktfall mit dem ehemaligen Kontrahenten nach neuen Wegen suchen.

Der grundlegende Konflikt zwischen Landnutzung und Schutz von Artenvielfalt, Boden, Wasser und Kulturlandschaft hat sich in den vergangenen Jahrzehnten vor allem an der Intensivierung der Landwirtschaft festgemacht. Durch die Beseitigung von Landschaftselementen, nicht nur im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren, der Entwässerung und Aufdüngung von extensiven Standorten sowie dem steigenden Einsatz an Stickstoff- und Phosphordüngemitteln sowie Herbiziden und Insektiziden wurden das Artensterben massiv beschleunigt. Die Landwirtschaft war auch wegen steigender Nitrat- und Pestizidrückstände im Trinkwasser sowie Rückständen in Lebensmitteln in

der Kritik. Auch die landwirtschaftliche Tierhaltung mit steigendem Einsatz von Tiermedikamenten stand in der Kritik. Vermehrt seit den 90er Jahren konnten durch den Ausbau von Agrarumweltprogrammen und durch die höhere Förderung des ökologischen Landbaus die ökonomischen Rahmenbedingungen für Schutzkonzepte und extensive Nutzungsformen in Deutschland verbessert werden.

HÖFE, LANDSCHAFTEN UND ARTEN UNTER DRUCK

Umweltverbände und Landschaftspflegeverbände arbeiteten gemeinsam mit Landwirten am Ausbau von Konzepten des „Naturschutzes durch Nutzung“, wie z.B. Weidekonzepten mit Schafen und Rindern

zur Offenhaltung der Landschaft, (Altmühl-taler Lamm, Rhönschaf) oder Vermarktungsinitiativen für Streuobst.

Der ökonomische Druck des Wachstums oder Weichens ist jedoch nach wie vor vorhanden. Wenn Betriebe aufgeben, entsteht das Problem, dass das Artensterben auch durch die Nicht-Nutzung ehemals extensiv genutzter Standorte weitergeht.

Allerdings liegt die größere Gefahr in den nächsten Jahren in einer weiteren gnadenlosen Intensivierung und Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion. Immer weniger Betriebe haben ihre Hofnachfolge im Generationenwechsel gesichert, so dass zunehmend größere Betriebe und Zusammenschlüsse entstehen. In der Tierhaltung entstehen verstärkt in Ostdeutschland große industrielle Massentierhaltungskomplexe.

Für sozialen Unfrieden in den Dörfern sorgt heutzutage Konkurrenz um Flächen und damit extreme Steigerungen bei den Pachtpreisen zwischen viehhaltenden Betrieben und Landwirten, die nachwachsende Rohstoffe für Biogas oder Bioethanolanlagen anbauen wollen und auch wiederum Flächen brauchen, auf denen sie die Gülle unschädlich ausbringen können. Auch stehen die Landwirte unter Druck, weil gentechnisch verändertes Saatgut und Futtermittel die Wahlfreiheit für gentechnikfreie Produktion beeinträchtigen und sie zunehmend mit Verbraucherinitiativen für gentechnikfreie Gebiete konfrontiert sind.

Ein weiterer Konfliktbereich ist der Neubau von größeren Stallungen, wenn die bisherigen Stallgrößen nicht mehr ausreichen, um das Familieneinkommen zu sichern, und in der Nachbarschaft bereits Neubausiedlungen mit Zuzüglern aus der Stadtbevölkerung entstanden sind. Doch auch die Ausweisung großer Schutzgebiete, wie z.B. FFH Gebiete oder Flächenbedarf für Hochwasserschutz-Vorranggebiete, in denen Ackerstandorte in Grünland umgewandelt werden sollen, stellt für Landwirte eine Bedrohung ihrer Existenz dar, und

führt zu Konflikten. Anhand der Beispiele Nachwachsende Rohstoffe und Gentechnik werden im Folgenden die Konfliktpotenziale genauer betrachtet.

BIOENERGIE – HILFE FÜR DEN KLIMASCHUTZ ODER GEFAHR FÜR DIE ÖKOLOGIE?

Nachhaltiger Klimaschutz beruht nach Ansicht von Umweltverbänden vor allem auf der Vermeidung der Verbrennung fossiler Energieträger zu klimaschädlichem Kohlendioxid. Das heißt, Energiesparen ist der wesentlichste Schritt. So benötigt ein „10-Liter-Haus“ nur ein Drittel der Energie eines Wohnhauses mit heutigem Dämmstandard. Würden wir vom „stand-by“ Modus von PCs und Unterhaltungs-Elektronik konsequent auf echtes Ausschalten umsteigen – würden wir in Deutschland ca. 50 PJ Energie sparen – das entspricht immerhin ca. 10% der Heizenergie in Bayern. Das 3 Liter Auto einzuführen ist weit effektiver als 8-Liter-Autos mit Pflanzenöltreibstoff zu fahren. Studien, die das energetische Potenzial aus nachwachsenden Rohstoffen in Deutschland kritisch betrachten, kommen zu dem Schluss, dass es nötig wäre, mindestens 3 Millionen ha Anbaufläche bereitzustellen, um die ambitionierten Ziele der Bundesregierung zu realisieren, die bis 2010 einen Anteil von 6,75% des derzeitigen Treibstoffbedarfs aus „alternativen“ Treibstoffen bereitstellen möchte. Bei einer ökologisch halbwegs akzeptablen Landnutzung, die Artenschutzgesichtspunkte berücksichtigt, steht diese Fläche jedoch nicht zur Verfügung, ohne die Selbstversorgung mit Lebensmitteln bei den derzeitigen Ernährungsgewohnheiten der Bevölkerung mit hohem Konsum an tierischem Eiweiß sicherzustellen. Deswegen werden Importe nötig sein, entweder um das Beimischungsziel zu erreichen oder um die Lebensmittelversorgung sicherzustellen. Äthanol aus Zuckerrohr, von Brasilien exportiert, oder Palmöl, aus Indonesien eingeführt, sind derzeit kostengünstiger auf dem Markt. Importe von Palmöl können jedoch in den Anbauländern

ANEMONE BEKEMEIER

VERRATEN, VERGESSEN, VERGEBEN?

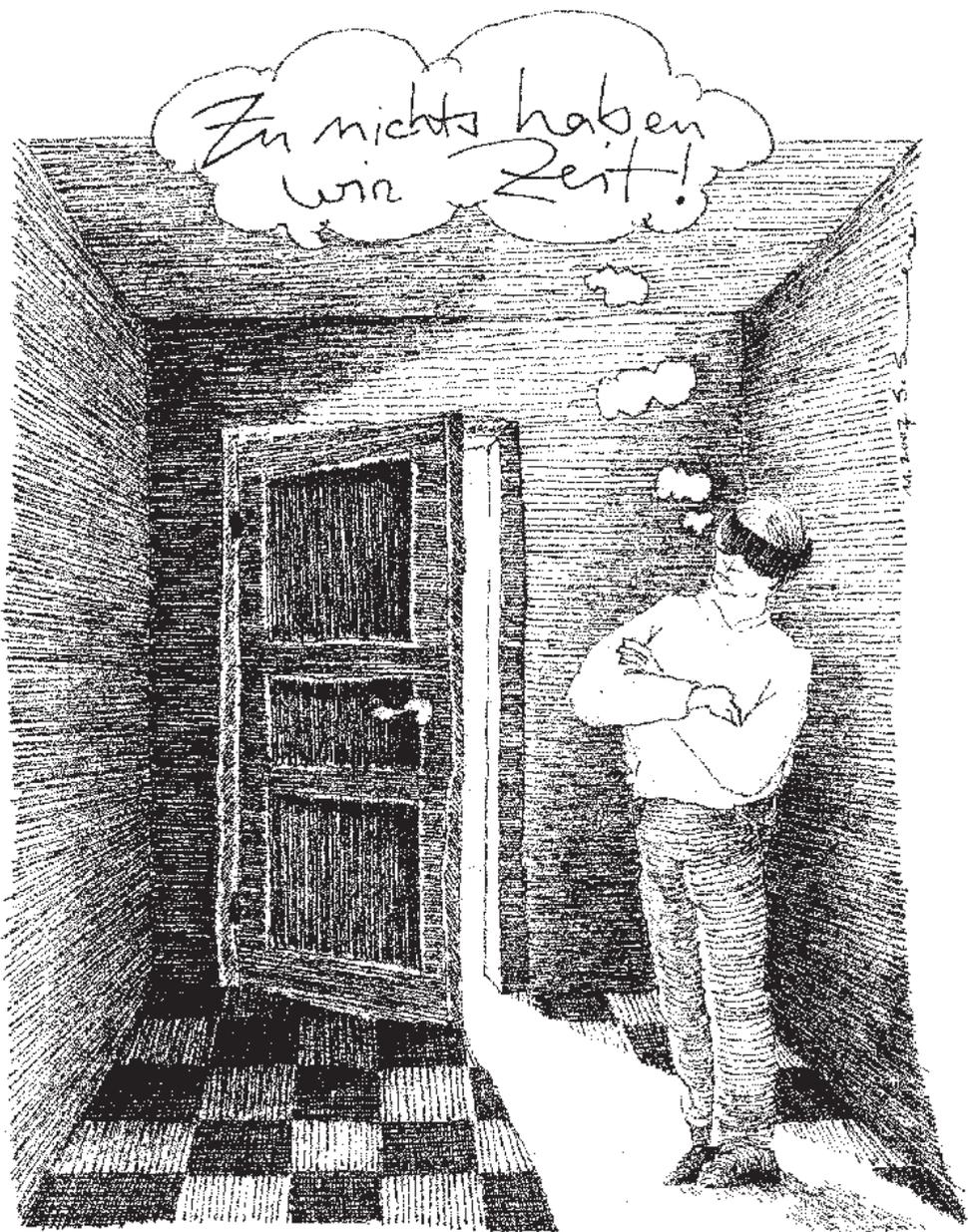
B., ein Dorf meiner umfangreichen Landpfarrstelle, hatte es mir besonders angetan: abseits der Landstraße ganz nah am See ein „wendischer Rundling“ um den Kirchplatz, das Fachwerkkirchlein seit Jahrhunderten von Linden und Eichen umhegt. Gern habe ich hier Hausbesuche gemacht und die Herzlichkeit der Menschen genossen. Umso merkwürdiger erschien mir die distanzierte, bedrückte Stimmung, die im Gottesdienst webte: keine Gemeinschaft wie anderswo, sondern isolierte, in sich gekehrte Individuen. Ich hatte das Gefühl, hier atmosphärisch nicht recht „ein Bein auf den Boden“ zu bekommen. Dann bekam ich mehr mit von den Konflikten im Dorf: Da gab es die Parteigänger von neu zugezogenen „Wessis“ mit schier unerschöpflicher Innovationsenergie – und bedächtige Eingeborene mit dem Bedürfnis, alles so zu lassen, wie es immer schon war. Ja, aber zu solchen Fragen wie Straßenbeleuchtung und Pflasterung lassen sich doch sachliche Auseinandersetzungen führen! Woher kam nur dieses Gefühl, existenziell bedroht zu sein, so dass bestimmte Menschen, die sich seit Kindesbeinen kannten, nicht miteinander zum Abendmahl gehen konnten?

Schließlich erfuhr ich, was sich in den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts ereignet hatte: Eine kinderreiche Bauernfamilie war von den Nachbarn denunziert worden: Die Kinder seien geistig zurückgeblieben, selbst die Mutter könne nicht richtig schreiben und rechnen – eine Belastung für die Volksgemeinschaft ... Gott sei dank konnten diese mörderischen Vorwürfe entkräftet werden, und die Kinder von damals sind heute nach einem durchweg erfolgreichen Berufsleben im Ruhestand. Und doch lässt sich diese tödliche Bedrohung aus nächster Nähe nicht vergessen. Ein Grund für die unversöhnliche Stimmung im Dorf, seit bald 70 Jahren. Was für ein Gedächtnis!

Dann habe ich die Stelle gewechselt: T., ein frischer Kurort, in dem ein aktives Völkchen aus ganz unterschiedlichen Weltgegenden zusammengeweht wurde. Wer hier länger als 5 Jahre wohnt, ist schon etabliert, und Konflikte können zwar zu Zeiten anstrengen, haben keine lange Lebensdauer, schon gar nicht über Generationen hinweg.

Manchmal fehlt mir hier das Fundament der uralten Geschichten. Und doch lebt es sich leichter so. Aber diese Leichtigkeit hat etwas Trügerisches.

Und ich überlege, ob es einen Weg der Vergebung gegeben hätte in B., der durchs Erinnern geführt hätte, und nicht durchs Vergessen ... So dass man miteinander Abendmahl feiern kann: Versöhnung durch Erinnerung. «



Nur für die Unversöhnlichkeit nehmen wir Sie uns.

zu großen ökologischen Schäden führen. In Indonesien wurden artenreiche Regenwälder gerodet, um dort Palmölplantagen anzupflanzen: Neben der Artenvielfalt wurde dadurch auch die Lebensgrundlage der einheimischen Bevölkerung zerstört. Gleichzeitig wird das gesamte CO₂ Einsparpotenzial mehr als zunichte gemacht, wenn durch die Tockenlegung von feuchten Waldböden das dort im Humus gebundene Kohlendioxid freigesetzt wird. So können nach Angaben des Bundesamtes für Naturschutz mit 1 Tonne Palmöl als Mineralölersatz zwar 3 Tonnen Kohlendioxid eingespart werden. Gleichzeitig werden jedoch bis zu 30 Tonnen Kohlendioxid pro t Palmöl durch Humusabbau frei werden, wenn es sich um vormalige Feuchtstandorte drehte.

Während Umweltverbände auf Einsparpotenziale durch energieeffiziente Produktion im ökologischen Landbau hinweisen, möchten die Landwirte, die in Ölmühlen investiert haben, sich ihre neuen Absatzmärkte für Rapsmethylester nicht streitig machen lassen..

Lösungsansätze, die beiden Seiten gerecht werden, liegen in der Pflanzenölnutzung für Traktoren sowie in der Produktion von Schmiermitteln auf Pflanzenölbasis. Außerdem können mit Mischkulturanbau Ölerträge ökologisch verträglich produziert werden.

Die Konflikte um intensiven Maisanbau sowie Flächenkonkurrenz und damit erhöhte Pachtpreise in der direkten Umgebung von Biogasanlagen ließen sich lösen, wenn auf dezentrale Anlagen gesetzt würde und die Förderbedingungen im Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) die Einhaltung vielseitiger Fruchtfolgen vorschrieben. Auch die Kraft-Wärme-Kopplung und die Verwertung von Reststoffen aus Forst, Holz und Papierwirtschaft sowie aus Landwirtschaft und Landschaftspflege könnte die Flächenkonkurrenz entlasten, da Abfälle außer Konkurrenz um Anbaufläche Energie liefern können. Das Sondergutachten beziffert das Reststoffaufkommen in Deutschland auf

bis zu 6 % des derzeitigen Primärenergieverbrauchs. (Sondergutachten, S.23)

Wichtigste regenerative Energie mit den geringsten ökologischen Konflikten bleibt die Stromerzeugung mit Photovoltaikzellen auf den Dächern unserer Wohnhäuser und Gewerbegebäude.

GENTECHNIK-RISIKEN FÜR GESUNDHEIT, NACHBARSCHAFT, WIRTSCHAFT

Die Gentechnik stellt ein neues Konfliktfeld dar, das von Seiten der großen Agrarkonzerne in die Landwirtschaft hineingetragen wird. Damit drohen neue Spannungen in den Dörfern.

Voraussichtlich zur Anbausaison im Frühjahr 2008 wird die Neufassung des deutschen Gentechnikgesetzes in Kraft treten. In Deutschland ist derzeit ein gentechnisch veränderter Mais mit einem Wirkmechanismus gegen einen Schmetterling, den Maiszünsler, zugelassen, ein sog. Bt-Mais. (BT steht für *Bazillus Thuringiensis*, aus dessen Erbmateriale das neue Genkonstrukt stammt).

2007 wurde dieser Mais auf 2700 Hektar in Deutschland angebaut mit Schwerpunkt in den neuen Bundesländern. Gentechnik in Landwirtschaft und Lebensmittelproduktion ist wegen der Risiken umstritten. Als relevante Risiken für die Gesundheit von Mensch und Tier durch den Verzehr von gentechnisch veränderten Organismen werden die mögliche Allergenität, neue und veränderte Inhaltsstoffe sowie die in den Pflanzen zum Teil enthaltenen Antibiotika-Resistenzgene diskutiert.

Bezüglich der Umweltschädigungen steht in der Kritik, dass die Bildung des Bt-Toxins während der gesamten Vegetationsperiode auch eine Gefährdung von Schmetterlingen (z.B. Schwalbenschwanz, Pfauenaugen) und anderen Insekten (z. B. Nützlingen) durch Bt-Pollen und Bt-Pflanzenmaterial darstellt. Risiken können auch damit verbunden sein, dass es zu einem Eintrag von Bt-Toxin in Böden und Wasser über Wurzeln und Pflanzenmaterial kommt. So kann sich das Bt-To-

xin auch im Boden anreichern und Effekte auf Boden- oder Wasserlebewesen nach sich ziehen, z.B. bei Regenwürmern oder Insektenlarven. In Untersuchungen an der Universität Jena wurde festgestellt, dass von Parasiten befallene Bienen weniger Jungbienen aufziehen, wenn sie mit Bt-Pollen gefüttert wurden.

Bei Befragungen lehnen drei Viertel der Landwirte und Verbraucher gentechnische Veränderungen an Pflanzen ab. In vielen Regionen Deutschlands haben sich Bürgerinitiativen gegründet, die einen Anbaustopp für Agro-Gentechnik befürworten, solange die Risiken nicht geklärt sind. Auch der Gesamtverband der Versicherungswirtschaft lehnt es ab, Versicherungslösungen für den Anbau anzubieten, da er die Risiken für nicht kalkulierbar hält. (Quelle: Gesamtverband der deutschen Versicherungswirtschaft e.V., Schreiben an den BUND vom 24.8. 2006)

Mittlerweile können die Landwirte, die gentechnisch veränderte Pflanzen anbauen, im öffentlich zugänglichen Standortregister des Bundeslandwirtschaftsministeriums von ihren direkten Nachbarn unter www.bvl.bund.de/standortregister.htm ermittelt werden.

Dies führt zu Streit in den Dörfern, da die Landwirte, die keine Gentechnik nutzen wollen, sich durch den Anbau in unmittelbarer Nähe bedroht fühlen und ihnen Zusatzkosten durch Analysen entstehen, oder sie ihren Absatzmarkt als gefährdet ansehen. Denn Lebensmittelfirmen fordern europaweit von ihren Lieferanten gentechnikfreie Ware, um nicht kennzeichnungspflichtig zu werden. Gentechnisch veränderte kennzeichnungspflichtige Lebensmittel (gemäß EU VO ab 0,9 % Verunreinigung) gelten in Europa als unverkäuflich.

Die Verunreinigungsgefahr setzt sich durch landwirtschaftliche Maschinen fort. Die Nachbarschaftshilfe über Maschinenringe gerät in Gefahr.

Gentechnikanbauer beklagen, dass sie unter Druck gesetzt werden. Vereinzelt gab es auch schon öffentliche Aktionen, die Feldzerstörungen androhten.

Als Lösung für die drohenden sozialen Konflikte bieten sich klare gesetzliche Regelungen an, die Abstände in der Größenordnung mehrerer Kilometer festlegen und die Pflichten des Gentechnikanbauers zur Reinigung von Maschinen oder für Analyseproben in der weiteren Umgebung seines Anbaus so festlegen, dass das Verursacherprinzip zum Tragen kommt.

In Diskussionen vor Ort treffen nach wie vor zwei Gruppierungen auf einander: einerseits Industrievertreter, die den wirtschaftlichen Gewinn ihrer Technik über Patentierung sichern wollen und gleichzeitig am Absatz ihrer sonstigen Agrarchemikalien Interesse haben (z.B. Totalherbizide), und andererseits kritische Landwirte, sowie Umwelt- und Verbraucherschützer und kirchliche Vertreter, die keine Notwendigkeit für die Gentechnik am europäischen Markt sehen, und neue Risiken vermeiden wollen. Behördenvertreter sind oft auch auf der Seite der Industrie-Interessen zu finden.

Wichtig ist die sachliche Abwägung der Vor- und Nachteile der neuen Technik, bei der derzeit eindeutig deren Nachteile überwiegen.

KIRCHEN GEFORDERT

Insgesamt gilt für die drei aufgezeigten Konfliktfelder, dass es dem Naturschutz ein Anliegen bleiben muss, weitere Bündnispartner innerhalb und außerhalb der Landwirtschaft für nachhaltige gesamtgesellschaftliche Entwicklungen zu finden. Dabei spielen auch die Kirchen als große Grundeigentümer und als Wertevermittler eine bedeutsame Rolle – selbst dann, wenn sie sich dessen noch nicht voll bewusst sein sollten. <<

» LITERATUREMPFEHLUNG:

Sondergutachten: Klimaschutz durch Biomasse, Sachverständigenrat für Umweltfragen, Juli 2007, http://www.umweltrat.de/02gutach/download2/sonderg/SG_Biomasse_2007_Hausdruck.pdf

RENATE BIEBRACH / MIKE BREITBART

Coaching von Ehrenamtlichen –

Ein Werkstattbericht

DER RAHMEN DER VERANSTALTUNG

Die Evangelische Kirche im Rheinland führt seit vielen Jahren eine verpflichtende Fortbildung für Pfarrer und Pfarrerrinnen in den ersten Amtsjahren und für gemeindepädagogische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den ersten Berufsjahren durch. Die Teilnehmenden wählen aus einer breiten Palette jeweils ein bis zwei Kurswochen im Jahr.

Das Thema „Coaching für Ehrenamtliche“ – April 2007 – ist auf lebhaftes Interesse gestoßen: Der Kurs in der Evangelischen Landjugendakademie Altenkirchen war mit 12 Teilnehmenden, alle aus der Jugendarbeit, rasch belegt.

COACHING UND EHRENAMT

Inwiefern Coaching für die Begleitung von Ehrenamtlichen eine geeignete Arbeitsform ist, wurde in der Gruppe gründlich reflektiert. Dabei waren auch grundsätzliche Einsichten über die Methode, unter anderem eine Abgrenzung zu benachbarten Beratungsformen, wie Supervision und Seelsorge, zu gewinnen.

Es besteht eine strukturelle Ähnlichkeit zwischen der Förderung von Führungskräften in Wirtschaftsunternehmen durch einen externen Coach und der gezielten Begleitung

von ehrenamtlich Mitarbeitenden durch die Hauptamtlichen der Gemeinde:

- » Beide Beziehungen sind freiwillig, aber nicht unverbindlich. Beide Beziehungen sind von Sympathie und Wertschätzung getragen, aber nicht privat.
- » In beiden Beziehungen ist das Thema auf die konkrete Aufgabe fokussiert, und nur in diesem Zusammenhang auch offen für persönliche Probleme des Coachee (des Gecoachten).
- » Die Beziehung geschieht auf Augenhöhe, obwohl der oder die Coach einen Wissensvorsprung hat, der auch nutzbar gemacht wird.
- » Der oder die Coach kann nur anbieten. Der oder die „Gecoachte“ wählt das Thema und bestimmt das Tempo.
- » Coaching ist ein Dienst. Der Coachee zahlt dafür, und sei es durch unentgeltliche Mitarbeit.

Mit Seelsorge und Supervision hat Coaching gemeinsam: die Vertraulichkeit, die den Coach bindet, und die Verantwortung des Coach für Rahmenbedingungen und Ablauf. Anders als in der Seelsorge ist im Coaching die klare Vereinbarung von Zielen und die Handlungsorientierung. An-

ders als in der Supervision geht es im Coaching selten um eine rückwärtsgerandete Analyse, Klärung und Verstehen von Konflikten, sondern um eine zukunftsgerichtete Ermutigung.

COACHING UND KIRCHE

Coaching passt so gut in die Kirche, wie das Ehrenamt in die Kirche passt. Coaching ist eine moderne Form, auf das veränderte Verhalten von Ehrenamtlichen einzugehen. Anders als in früheren Jahren können sich ehrenamtlich Mitarbeitende nicht mehr für unabsehbare Zeit in der Gemeinde verpflichten. Die angemessene Arbeitsform ist das klar umrissene Projekt. Anders als in früheren Jahren wünschen sich viele Ehrenamtliche anspruchsvolle Aufgaben mit Entscheidungsbefugnissen. – Das verlangt aufmerksame Begleitung, besonders in der Einarbeitungszeit.

Coaching stärkt das Ehrenamt und wird einen wesentlichen Beitrag zur Verwirklichung des „allgemeinen Priestertums“ leisten, auf den die Kirche in Zukunft mehr denn je angewiesen ist. Coaching bedeutet eine angemessene Zuordnung der Hauptamtlichen zu den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern: Die Hauptamtlichen dienen mit ihrer Professionalität dem Dienst der Ehrenamtlichen.. Arbeitszeit, Arbeitskraft und Kompetenz der Hauptamtlichen werden optimal eingesetzt.

COACHING-METHODEN

Die Frage ist, was Hauptamtliche können müssen, um ihre ehrenamtlich Mitarbeitenden mit dem Instrument Coaching zu begleiten. In der Coaching-Literatur spricht man von vier Schlüsselkompetenzen: Fachkompetenz, Feldkompetenz, Methodenkompetenz und Soziale Kompetenz.

Neu zu erwerben wäre eine Methodenkompetenz speziell für Coaching-Prozesse. Man erwirbt sie zum guten Teil durch Selbsterfahrung mit Coaching. Niemand kann gut coachen, der nicht selbst gutes Coaching erfahren hat. Am besten würde Coaching flä-

chendeckend von oben nach unten in den kirchlichen Hierarchien eingeführt.

Die einschlägigen Coaching-Weiterbildungen sind in der Regel Anwendungen von Formen der Kurzzeittherapie auf psychisch Gesunde.² Die verschiedenen Ansätze sollen hier nicht bewertet werden. Wichtig ist nur, dass der oder die zukünftige Coach sich mit der Ausbildung auf einen mehrjährigen Lern- und Wachstumsprozess einstellt.

ABLAUF DER KURSWOCHE

Den einzelnen Seminartagen waren jeweils bestimmte Coaching-Phasen und Coaching-Themen zugeordnet. Die Teilnehmenden brachten dazu Fälle aus ihrer Praxis mit Ehrenamtlichen ein. Jeden Tag gab es auch eine explizit theologische Einheit, meist als erlebnisorientierte Bibelarbeit mit bibliodramatischen Elementen.

MONTAG: „Stufen des Lernens und Lehrens“

Am ersten Tag ging es darum, einen Begriff vom Coaching und einen Überblick über den Coaching-Prozess zu gewinnen. Theologisch stand das Motiv des „Priestertums aller Glaubenden“, Luthers Kritik am Klerikalismus, und Paulus mit seinem Bild vom Leib mit seinen Gliedern (1. Korinther 12) und ihrer Gleichwertigkeit im Vordergrund.

Was Coaching alles sein kann, wird deutlich an einer siebenstufigen Pyramide des Lernens und Lehrens aus dem Werkzeugkasten des Neuro-linguistischen Programmierens.³

Die sieben Stufen entsprechen einem idealen Verlauf einer Ehrenamtlichen-Laufbahn in einer Gemeinde. Die Rolle des begleitenden Hauptamtlichen als Coach reicht von: 1. Versorgen, 2. Führen, 3. Anleiten, 4. Lehren, 5. Beraten 6. Fördern bis zu 7. Erwecken.

1. Versorgen: Coaching von Ehrenamtlichen ist in der Anfangssituation oft nicht mehr als die Sorge für eine förderliche Umgebung. Dazu gehören einfache Gastgeberpflichten und das Bereitstellen notwendiger Information. Ziel ist, dass der oder die Neue sich wohl fühlt und Vertrauen fasst.

2. Führen: Als nächstes käme das Erschließen der Umgebung durch den Coach. Als Ortskundiger führt der Coach die neue Ehrenamtliche herum, stellt sie wichtigen Kontaktpersonen vor, macht auf Besonderheiten aufmerksam. Ziel ist: Orientierung zu bieten.

3. Anleiten: Nun geht es um die Aufgabe. Der Coach macht Vorgaben. Der Coach beobachtet, was sein Coachee von allein gut kann, verstärkt die Stärken und bietet Hilfestellung und Korrektur.

4. Lehren: Auf dieser Stufe werden die Fähigkeiten und Kenntnisse des Coachee gezielt erweitert. Er oder sie wird auf mehr Selbständigkeit und neue Aufgaben vorbereitet. Der klassische Ort für diese Phase sind die Mitarbeiterschulungen.

5. Beraten: In der besonderen Situation des Schulungsseminars wird oft noch eine weitere Stufe angesteuert: Die Vermittlung von Werten und Überzeugungen. Hier geht es im kirchlichen Kontext um Fragen des Glaubens. Der Coach darf nichts erzwingen wollen. Er bietet aber seine eigenen Überzeugungen und Werte, seinen Glauben im Gespräch an.

6. Fördern: Inzwischen füllt der oder die Ehrenamtliche sein Amt völlig selbständig aus. Er ist an der Aufgabe gewachsen. Dem Coach geht es jetzt um die Persönlichkeit des Coachee, er glaubt an sie oder ihn, er ermutigt, baut auf.

7. Erwecken: Manchmal führt die Begegnung mit einem Menschen zu einem Neuanfang im Leben, zu einem neuen Bewusstsein, zu neuer Freiheit. Diese Stufe zu erreichen ist ein Geschenk Gottes – und die größte Erfüllung im Leben eines Coach.

Auf diesen Ebenen müssen sich die Hauptamtliche bewegen können, und jeweils wissen, was sie tun.

DIENSTAG: „Befähigen“

Ausgehend von einer Bibelarbeit über Johannes 5, 1-16 (“Steh auf, nimm dein Bett und geh!”) reflektierten wir die Versuchung, als Hauptamtliche selbst zu machen, was wir aus der Hand geben sollten.

Eine klare Delegation ist ein Teil des Vertrages, der zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen geschlossen wird. Das Coaching wird in diesem Zusammenhang ebenfalls hinsichtlich Umfang, Rhythmus und Ziel verbindlich verabredet.

Beim professionellen “Contracting” (Verträge Abschließen), kommen systemische Gesichtspunkte hinzu: Haupt- und Ehrenamtliche agieren im Feld der Gemeinde. Der Hauptamtliche hat mindestens zwei Auftraggeber: den Coachee und seinen Vorgesetzten. Die Mitarbeit der Ehrenamtlichen soll in das Konzept der Gemeinde passen. Gleichzeitig soll sie persönlich eine optimale Förderung erfahren.

MITTWOCH: „Zielorientierung“

Eine formal saubere Zielplanung zu erarbeiten, ist bereits effizientes Coaching im Sinne von “Lehren”. Über das bestimmte Vorhaben hinaus wird nämlich eine bestimmte, stringente Vorgehensweise erlernt: Vom naiven Wünschen zur erfolgreichen verantwortlichen Durchführung.

Die Teilnehmenden lernten zwei Prozess-Formate aus dem Neuro-linguistischen Programmieren kennen, die sich ohne große Vorkenntnis anwenden lassen:

Das erste war: „Problemrahmen – Zielrahmen“, eine Abfolge von acht Fragen, die unweigerlich von der Problemfixierung in einen motivierten Zustand führen.

1. Was ist Ihr Problem? 2. Wie lange haben Sie das schon? 3. Wer oder was ist schuld daran? 4. Was bedeutet es für Sie, dass Sie dieses Problem haben? – 5. Was ist in dieser Situation Ihr Ziel? 6. Wie ist es, wenn Sie das Ziel erreicht haben? 7. Wann, wo und mit wem wollen Sie das erleben? 8. Was ändert sich dadurch für Sie und das Leben anderer Menschen?⁴

Dazu bekamen die Teilnehmenden sieben Kriterien für eine klare Zieldefinition an die Hand:

Eine gute Zieldefinition ist 1. In der Gegenwart formuliert, 2. positiv formuliert, 3. in der eigenen Kontrolle, 4. sinnlich wahr-

nehmbar, 5. zeitlich bestimmt, 6. Es gibt ein klares Kriterium, wann das Ziel erfüllt ist, 7. Ich weiß, wie sich mein Leben und das Mitbetroffener ändert, wenn ich das Ziel erreiche.⁵

DONNERSTAG: „Ressourcen erschließen“

Der Grund, warum Ziele, wenn sie den Wünschen, Werten und Überzeugungen des Coachee entsprechen, nicht erreicht werden, sind fehlende Ressourcen.

Liegt der Mangel im materiellen Bereich, scheitert ein Vorhaben an mangelhafter Ausstattung, geht der Coach zurück in die Rolle des „Versorgers“ und besorgt das Fehlende. Oder er schlägt die Erarbeitung eines anderen, realistischen Ziels vor. Hier handelt der Coach als Lehrer. Liegt der Mangel aber im persönlichen Bereich des Coachee „Ich kann nicht ...“, ist es die Aufgabe des Coach, die vermissten Fähigkeiten beim Coachee selbst in anderen Kontexten zu finden und dabei zu helfen, sie in den neuen Kontext zu übertragen.

Oder die vermisste Fähigkeit ist bei einer anderen Person, bewundert und beneidet vom Coachee, zu finden, dann hilft der Coach, diese Fähigkeiten beim anderen „abzugucken“, probeweise schon einmal zu tun, als könnte man es ... Voraussetzung für das Funktionieren dieser Methode ist die Erfahrung, dass Fähigkeiten, die man an anderen wahrnimmt und bei sich selbst vermisst, gerade nicht außerhalb des Horizonts liegen, sondern zum Greifen nah sind! Hier arbeitet der oder die Coach beratend und fördernd mit der Persönlichkeit des Coachee.

FREITAG: „Führen und Folgen“

Am letzten Tag galt es, einige grundsätzliche Haltungen des Coach zu vermitteln, besonders Sensibilität und Flexibilität. Denn der Coaching-Prozess zerbricht, wenn der Coach den Coachee nicht als eine Person wahrnimmt, die sich verändert. Der Coach muss diesem Wachstum folgen können. Der Coaching-Prozess zerbricht auch,

wenn der Coach nicht genug zu bieten hat, um den anderen zu fördern. Der Coach muss „führen“ und „folgen“ können.

Diese Fähigkeiten haben wir mit Blindführungen – paarweise – durch das ganze Gelände des Tagungshauses erprobt, dabei sind alle Teilnehmenden auf Ansätze zu einem persönlichen Coaching-Stil gestoßen, auch an ihre Grenzen, d.h. den eigenen, weiteren Coaching-Bedarf.

FAZIT

Insgesamt hatten die Teilnehmenden in diesem Seminar Gelegenheit, gleichzeitig auf mindestens drei Ebenen zu lernen: Sie konnten sich theoretisch mit Coaching auseinandersetzen, sie konnten die Erfahrung machen, gecoacht zu werden, und sie bekamen nützliche Impulse, wie sie vor Ort mit ihren Ehrenamtlichen neu ins Gespräch kommen könnten.

Einige haben Lust bekommen, selbst ein guter Coach zu werden. Im Coaching von Ehrenamtlichen liegen große Chancen, als Hauptamtliche in der Jugendarbeit eine angemessene, altersunabhängige Rolle zu finden. <<

» ANMERKUNGEN:

1) Vorausgesetzt ist hier: Das Coaching geschieht auf Wunsch der Führungskraft. Zwangsweise von der Unternehmensleitung verordnetes ‚Coaching‘ mit Berichtspflicht des Coach gibt es auch, stellt aber kein diskutables Modell für das Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen in der Kirche dar.

2) Einen guten Überblick gibt: Claudia Eilles-Matthiesen und Susanne Janssen: Beratungskompass.

Grundlagen von Coaching, Karriereberatung, Outplacement und Mediation. Gabal. Offenbach, 2005

3) Robert Dilts: Professionelles Coaching mit NLP.

Junfermann Verlag, Paderborn, 2005

4) Gundl Kutschera: Tanz zwischen Bewusst-sein und Unbewußt-sein. NLP-Arbeits- und Übungsbuch,

Junfermann-Verlag, Paderborn, 1995 S. 376

5) Ebenda S. 369

Das erlösende Wort nicht versagen –

Beichte und Absolution heute

„Beichte, Absolution, Bußpraxis also gar, in evangelischen Gemeinden – das gibt es doch nicht, das ist doch etwas katholisches“, denken sicher zahlreiche evangelische Christen. Wie viele, denen ich von der Beichtmöglichkeit erzählte, sind erstaunt, dass das auch bei einem evangelischen Pastor möglich ist.

Nebenbei bemerkt: Immer wieder treffe ich an ganz verschiedenen Orten Menschen, auch Christinnen und Christen, denen es völlig fremd wäre, sich in Fällen persönlicher Sorgen und Probleme überhaupt an Pfarrerin oder Pfarrer zu wenden.

Für Martin Luther hingegen waren die Praxis und die Elemente der Buße Größen, die für ihn durchaus eine Rolle spielten. Im Kleinen Katechismus betont er die Notwendigkeit der Beichte und das vergebende Amt der Kirche. Allerdings wehrte er sich auch deutlich gegen eine Vonselbstständigkeit des Bußsakramentes als eigenständiges Sakrament, wie sie in der katholischen Praxis seiner Zeit üblich war, betonte vielmehr, dass das gesamte Leben eines Christen Buße sein solle und dass die eine Vergebung bereits in der Taufe ein für alle Mal grundlegend zugesprochen worden ist.

HILFSMITTEL DER GLAUBENSENTWICKLUNG

Beichte und Buße werden damit in der Praxis zu Hilfsmitteln der Glaubensentwicklung, die helfen, den Graben der Zertrennung von Gott, die Sünde, zu überwin-

den, oder sie dienen auch der Seelsorge, zur Vergegenwärtigung der Taufe, haben jedoch keinen Selbstzweck.

In der Evangelischen Kirche hat es so immer eine Beichtpraxis gegeben. Ob die Beichte im seelsorgerlichen Beichtgespräch stattgefunden hat, in Bußgottesdiensten als gemeinsame Beichte oder als offenes Schuldbekennnis, zumindest in Abendmahlsgottesdiensten. Nicht umsonst ist übrigens in den Evangelischen Gesangbüchern ein eigenes Kapitel der Beichte gewidmet, in dem wir eine Beichtordnung finden, die auf Martin Luther zurückgeht.

In manchen evangelischen Kirchengemeinden auf dem Lande hat es sogar lange eine individuelle Ohrenbeichte gegeben, als Vorbereitung auf besondere Tage oder auf den Empfang des Heiligen Abendmahls.

Ich bin seit sechs Jahren Pastor der kleinen ländlichen Gemeinde Gudow im Kirchenkreis Herzogtum Lauenburg in der Nordelbischen Kirche. Dort betreue ich auf

einer großen Fläche zehn Dörfer und Ortsteile mit insgesamt ca. 1800 Gemeindegliedern, außerdem eine Rehaklinik. Durch ihre Lage an der ehemaligen „Zonengrenze“ erscheinen unsere Dörfer doch manchmal recht abgelegen, damit für Außenstehende und auch für mich als Pastor kirchlich als ein Stück „heile Welt“. Zumindest haben wir einen sehr guten Gottesdienstbesuch, viele Menschen nutzen Kreise und Veranstaltungen und eben eine ganze Reihe von Seelsorgegesprächen.

Sehr vom Geist der Lutherischen Bekenntnisse erfüllt und mit einer stark liturgisch und sakramental geprägten Gottesdienstpraxis (wir feiern jeden Sonntag das Heilige Abendmahl) spielt Beichte in unserer Gemeinde immer noch eine große Rolle. Ich selber war vor meiner Tätigkeit hier Soldatenseelsorger der Pommerschen Evangelischen Kirche und habe in dieser Funktion zahlreiche Seelsorgegespräche und eben auch Beichtgespräche geführt. Daher werbe ich noch heute in Unterrichten, Kreisen und dem Gemeindebrief für eine solche Möglichkeit des Gesprächs und spüre, dass es ein großes Bedürfnis nach Seelsorge und Beichtmöglichkeit gibt, dass viele Menschen nur warten, daraufhin angesprochen zu werden.

LOSSPRECHUNG UNTER HANDAUFLEGGUNG

In unserer achthundertjährigen Gudower Kirche ist von einer nachreformatorischen Praxis der Ohrenbeichte nichts aufgeschrieben, immerhin macht es stutzig, dass das Pastorengestühl aus dem 17. Jahrhundert als Beichtstuhl gestaltet ist.

Für viele Menschen war und ist auch das offene Schuldbekennnis und eine persönliche Bußhaltung unabdingbar, um das Heilige Abendmahl zu empfangen. Äußeres Zeichen für diese Haltung ist in unserer Kirche noch heute der Altarumgang vor dem Abendmahl. Bis zu meinem Dienstantritt wurde bei dieser Gelegenheit auch noch

Geld als eine Art „Ablass“ auf einen Teller gelegt.

Neben diesen vertrauten, wenn auch sicher teilweise fraglichen, Ritualen feiern wir dreimal im Jahr, an Aschermittwoch, am Karfreitag und am Buß- und Betttag einen speziellen Bußgottesdienst nach der Ordnung für Gottesdienste am Buß- und Betttag aus dem Evangelischen Gottesdienstbuch. Das gemeinsame Schuldbekennnis, die gemeinsame Beichte, ist darin ebenso enthalten wie die persönliche Lossprechung, die kniend am Altar unter Handauflegung durch Pastorin oder Pastor empfangen wird. Diese Bußgottesdienste werden von der Gemeinde, besonders auch von jüngeren Gemeindegliedern, gerne angenommen, viele Menschen nutzen die Gelegenheit zur persönlichen Absolution. Teilweise werden die Gottesdienste gemeinsam mit den Nachbargemeinden der Region gefeiert und das Bedürfnis nach Beichtgelegenheit und Absolution ist, trotz unterschiedlicher Prägung der Gemeinden, überall gleich hoch.

BEI DER EINZELBEICHTE MEHR MÄNNER ALS FRAUEN

Daneben gibt es eben auch in der Praxis des Dorfpfarramtes selbstverständlich immer wieder die Einzelbeichte im seelsorgerlichen Gespräch, sowohl ritualisiert nach der Ordnung des Gesangbuches als auch in freier Form mit eigenen Worten. Diejenigen, die ein solches Gespräch suchen, kommen aus allen Altersgruppen, sogar Konfirmanden und Konfirmandinnen sind darunter, und sozialen Schichten. Unter den Beichtenden sind nach meinem Eindruck mehr Männer als Frauen und ich habe dabei oft den Eindruck, dass es für diese Männer das erste Mal ist, dass sie sich in einem Gespräch wirklich öffnen. Die Themenvielfalt bei allen Gesprächspartnern ist groß, es geht um Beziehungsprobleme, sei es Ehebruch, seien es unerfüllte Erwartungen oder immer wieder auch sexuelle Probleme, die

mit erstaunlicher Offenheit angesprochen werden (Ich habe oft den Eindruck über die sexuellen Vorstellungen von einigen Ratsuchenden mehr zu wissen, als die Partner es jemals tun werden). Es geht um berufliche Probleme, um finanzielle und soziale Sorgen. Es geht um Versagensängste gegenüber Partnern, Arbeitgebern und dem dörflichen Umfeld, besonders z.B. in der Feuerwehr. Und es geht um Schuldgefühle aller Art, gegenüber den eigenen Kindern oder Enkeln, zunehmend auch gegenüber pflegebedürftigen Eltern, denn die häusliche Pflege ist auch auf dem Lande nicht mehr selbstverständlich. Dennoch wird die Unterbringung eines Elternteils in einem Alten- oder Pflegeheim immer wieder noch geächtet und als Versagen empfunden. Bei jüngeren Menschen ist auch immer mal wieder eine strafbare Handlung wie Ladendiebstahl oder Körperverletzung Thema eines solchen Beichtgespräches, bei zumeist Männern mittleren Alters geht es häufig auch um Suchtkrankheit, egal ob durch Alkohol oder Glücksspiel.

SEELSORGER UND LANDARZT

Ich betreue, wie erwähnt, eine kleine onkologische Rehaklinik in einem meiner Dörfer mit, und spüre in manchen Gesprächen dort, dass Patientinnen und Patienten die unfreiwillige und einer Krise folgende Auszeit als Gelegenheit nutzen, im Gespräch ihr ganzes Leben aufzuarbeiten. Immer wieder sind grade unter Beichtenden auch Katholiken, die den Bezug zur eigenen Kirche, nicht aber zum Bußsakrament, verloren haben. Allen, die diese Gelegenheit suchen, ist vor allem eines, nämlich das Beichtgeheimnis wichtig. Daneben werde ich als Gesprächspartner ausgesucht, grade benannte ein Mann mir im Gespräch diese Faktoren, weil ich eine entspanntere Gesprächsatmosphäre, allein räumlich, und mehr Zeit für das Gespräch bieten kann, als z.B. unsere Landärzte, die ebenfalls im Dorf sehr beliebt sind, aber natürlich in einem

strammen Praxisprogramm stehen. Die Verschwiegenheit der PfarrerInnen ist auf dem Lande sicher der größte Vorteil, da viele Gespräche mit Nachbarn und Freunden dann leider doch immer wieder im Dorfgespräch landen.

DER PROZESS

In einem entstehenden Gespräch gilt es für mich, selbstverständlich eigentlich, die Ratsuchenden ausgiebig von ihrer Lage erzählen zu lassen. Oftmals ist das alleine schon Hilfe, denn ich erlebe oft in unseren Dörfern, dass man sich zwar gut kennt, aber dennoch wenig voneinander weiß, wenig über eigene Belange spricht. Gemeinsam versuchen wir dann, die vorliegende Situation und die anstehenden Fragen zu visualisieren, also zu zeichnen, um sie in eine erkennbare Form zu bringen. Spätestens jetzt zeigt sich, ob es um ein offenes seelsorgerliches Gespräch geht oder um ein Beichtgespräch. Nachdem die Situation deutlich wird, versuchen wir gemeinsam, sozusagen als Beichtpat, nach Lösungen zu suchen, bzw. zu überlegen, was bedacht werden soll. Fast immer schließe ich ein solches Gespräch mit einem freien Gebet, einem Vaterunser und der Segenszusprechung unter Auflegen der Hände. Gerade Gebet und Segen werden von den Gesprächspartnern dankbar bis geradezu aufatmend angenommen. Eine formelhafte Lossprechung, bzw. eine Beichte gemäß Ordnung des Gesangbuches erfolgt dann, wenn ein solches Bedürfnis der Beichtenden klar erkennbar ist, meistens genügt bereits das freie Gebet und die Auflegung der Hände. Am Ende des Gespräches fasse ich das, was wir erarbeitet haben noch einmal zusammen.

Um kompetente Beichtratschläge zu geben bzw. Lösungsmöglichkeiten erarbeiten zu können, ist mir eine Vernetzung wichtig, aus der heraus ich Kontakte anbieten kann. Wichtigster Ansprechpartner ist das Landarztehepaar, das auch immer wie-

der Menschen mit seelsorgerlichem Gesprächsbedarf an mich verweist. Daneben pflege ich Kontakte zur Jugendgerichtshilfe und zu diversen Beratungsstellen innerhalb und außerhalb der Kirche.

VERTRAUEN – IM ALLTAG GEWONNEN

Wie kommen evangelische Christen dazu, sich zu einem seelsorgerlichen Gespräch, vor allem aber zu einem Beichtgespräch an Pastorin oder Pastor zu wenden? Manche wurden vom Arzt oder von Bekannten an mich verwiesen. Andere, gerade auch Patienten der onkologischen Rehaklinik, fühlten sich im Gottesdienst oder bei einer Veranstaltung angesprochen. Vielfach bringen Besuche in der Gemeinde später weitergehende Gespräche, oft Erfahrungen im Konfirmandenunterricht. Manches Gespräch wurde auch im ganz normalen Dorfleben oder am Biertisch begonnen. Ich bin z.B. Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr und habe gerade mit den oft eher verschlossenen Kameradinnen und Kameraden tiefgehende Gespräche geführt. Wichtig scheint mir, dass Seelsorgerin und Seelsorger auch im ganz normalen Alltag der Menschen präsent und ansprechbar sind. Vertrauen zu Geistlichen wird im Gegensatz zu Ärzten im Alltag und nicht in der Krise geschaffen. Das beinhaltet für mich, zumindest auf dem Land, eine klare Absage an Seelsorgezentren, wechselnde Seelsorgebereiche in Regionen oder FachpfarrerInnen für Seelsorge, wie sie immer wieder gefordert werden. Seelsorger, die auch in unserer evangelischen Kirche ohne festgelegte Beichtpraxis für eine Beichte als vertrauenswürdig empfunden werden, müssen präsent und vor allem Generalisten sein, die am Leben der Menschen teilnehmen.

AUSWEG AUS TEUFELSKREISEN

Die Beichte mit Absolution ist kein Sakrament, kein besonderer Zugang zu Gott. Aber sie ist eine besondere Möglichkeit der

Seelsorge, ein besonderer Dienst am Menschen, der Menschen gerade in empfundenen oder tatsächlichen Sackgassen ihres Lebens weiterhilft, oftmals als einzige Möglichkeit, aus einem Teufelskreis von Schuld und Verzweiflung zu entrinnen. Christen haben zudem die eine große Pflicht, das erlösende Wort der Welt weiterzusagen. In der Beichte geschieht christlicher Dienst am Nächsten, nicht mehr und nicht weniger. Deshalb müssen wir einfach eine Beichtpraxis auch in unserer evangelischen Kirche lebendig erhalten und dazu die Rahmenbedingungen schaffen, dass sie auch angenommen wird. <<

DAS EIGENE WORT, WER HOLT ES ZURÜCK,

das lebendige, eben noch
ungesprochene Wort?

Wo das Wort vorbeifliegt, verdorren
die Gräser,

werden die Blätter gelb, fällt Schnee.

Ein Vogel käme Dir wieder.

Nicht Dein Wort,

das eben noch ungesagte,
in Deinem Mund.

Du schickst andere Worte hinterdrein,
Worte mit bunten, weichen Federn.

Das Wort ist schneller, das schwarze
Wort.

Es kommt immer an, es hört nicht auf,
anzukommen.

Lieber ein Messer als ein Wort.

Ein Messer kann stumpf sein.

Ein Messer trifft oft am Herzen vorbei.

Nicht so das Wort.

Am Ende ist das Wort, immer am Ende
das Wort.

Hilde Domin

STEPHAN WICHERT-VON HOLTEN

„Brücken bauen hinein ins Land“ –

Zum Abschied von Christfried Boelter

Wenn einer über 30 Jahre in der kirchlichen Landarbeit engagiert war, dann hat er etwas zu berichten. Und genau dies macht Pfarrer Christfried Boelter in dieser Ausgabe offen und unverstaubt, mit heiter kritischem Bewusstsein, wie es seine Art ist, allemal lesenswert. Denn es ist Zeit, Pfarrer Boelter, ja Dich, lieber Christfried, für all

Dein beispielhaftes und je in seiner Zeit innovatives Tun zu würdigen. Pfarrer Christfried Boelter widmet der Herausgeberkreis diese Ausgabe der Kirche im ländlichen Raum.

Der Sanftmütige und Beharrliche, so seien seine hervorstechendsten Qualitäten beschrieben, neben Erfahrung und Kompetenz, wechselt vom Kirchlichen Dienst auf dem Lande in seiner Thüringischen Landeskirche und in der Kirche Mitteldeutschlands in den Bereich Kirche und Tourismus.

Der Ausschuss für den Dienst auf dem Lande in der EKD verliert damit seinen stellvertretenden Vorsitzenden, einen Beauftragten für die ökumenische Zusammenarbeit, einen Spezialisten für die Auslandsarbeit und Finanzaquise, den Organisator des Gottesdienstes zur Übergabe der Erntekrone an den Bundespräsidenten und – am Ende einer langen Reihe des Aufzählens und Wertschätzens – einen Freund und Bruder in all diesen Dingen.

„Landwoche der Vikare“, so hieß die Boeltersche Initialzündung für die kirchliche Landarbeit 1974. Das war damals noch in der DDR, als er sich der Grundfrage ge-



stellt hat, die bis heute die gleiche geblieben ist: Wie bringt man Pfarrern und Pfarrerninnen die besondere Art der Arbeit bei, wie sie Verkündigung, Diakonie und Seelsorge in der Kirche im Dorf nötig hat/haben?

Dieser Aufgabe kann sich nie jemand alleine stellen, deswegen gründete er 1976-1977 den entsprechenden Arbeitskreis in Thüringen und wurde damals schon Beauftragter für diese Arbeit.

Die Anforderungen der damaligen Zeit machten es notwendig, Brücken zu schlagen zwischen der kirchlichen Arbeit und der Wirklichkeit der DDR-Dörfer. Wie konnte man unter den gegebenen Voraussetzungen die Entwicklung der Kirche im ländlichen Raum vorantreiben? Welche Impulse kann eine evangelische Minderheitskirche im Dorf mittragen oder gar initiieren?

Die Möglichkeiten, die es auch in den DDR-Dörfern gab, kamen in den Predigten und in der übrigen dorfkirchlichen Arbeit oft nicht vor.

Und doch war allein durch den Impuls viel erreicht. Christfried Boelter war zum Brückenbauer geworden, Pontifex im kirchlichen Sinne, heute sein vorstehendstes Charakteristikum.

Nach der DDR-Zeit ging das Brückenbauen weiter. Wie konnte man wieder ein Gesamtgefühl für das Dorf entwickeln, in dem Kirche und politische Gemeinde eine gemeinsame Verantwortung für das Dorf übernehmen? Und wie vorher, zu DDR Zeiten, war auch nach der Wende Boelters Engagement gegen den Rückzug der Kirche in die eigenen Mauern gerichtet – heute nicht weniger aktuell und brisant als noch vor 30 Jahren. Vieles hat Pfarrer Boelter erreicht. Und auch von dem Kampf, die kirchliche Landarbeit als Schwerpunkt der kirchlichen Arbeit zu etablieren, hat er dabei nie abgesehen.

Mit seiner Person, seinem Ruf und seinen Verdiensten, blieb und bleibt er stets wach und wachsam für seine protestanti-

sche Kirche. Und dadurch hält er sie selbst wach und wachsam, dafür, dass der Auftrag des „semper reformanda“ für die Kirche im ländlichen Raum weiterhin Hoffnung und Wachstum gegen den Trend bedeuten kann.

Obwohl Christfried Boelter in Reinhardtsbrunn und anderswo vieles aufgebaut hat und seine Begegnungen den Menschen halfen, die Früchte ihrer Landarbeit zu ernten, hat er selbst doch eher Samen als Früchte über die Brücke zu den Leuten getragen. Ein Landpastor, von dem man lernen kann. An dem man sich etwas abschauen kann. Ein Brückenbauer und ein Hoffnungsleger, ein heiterer Landpfarrer, der Freude an der Entwicklung der Kirche im ländlichen Raum verbreiten kann und konnte. Einem solchen, der den Samen den Menschen in die Hand gibt und damit uns von Christus verheißenes Leben und Zukunft zurück in ihre Hände legt, muss man keinen Nachruf noch zu Lebzeiten hinterherschreiben. Denn seine Arbeit wächst ja noch, weil es immer die Arbeit eines anderen ist, „Erkennt ihr's nicht?“ (Jesaja 43, 19 a)

Von Herzen wünschen wir Dir Gottes Segen und sagen Dank für Dein Engagement, lieber Christfried Boelter.



Für den Vorstand des ADL und den Herausgeberkreis

Stephan Wichert-von Holten

«

Brücken bauen –

Erfahrungen aus drei Jahrzehnten Kirchliche Arbeit auf dem Lande

1968 gründeten sieben Theologiestudenten in Jena die Kirchenband PONTIFEX. Der Name war Programm, Brücken sollten gebaut werden zwischen kirchlicher Tradition und Moderne, zwischen herkömmlichen liturgischen Formen und neuen Gottesdienstangeboten.

Aber auch zwischen drinnen und draußen, zwischen Himmel und Erde, zwischen Dorf und Stadt, ja auch zwischen Ost und West, Schwarz und Weiß.

Die Spirituals der afroamerikanischen Christen gewannen im real existierenden Sozialismus neue Wirkungsmacht, ein ‚Jesus-Zyklus‘, der die biblische Botschaft mit modernen Beat-Rhythmen verband, baute Brücken zur Jugend.

Alt und Jung waren begeistert, die Kirchen voll und folgerichtig geriet die Band auch in das Visier der Staatssicherheit.

1973 wurde von der Jenaer Universität ein staatliches Auftrittsverbot für Berlin verordnet, als PONTIFEX durch die Kirche eingeladen war, einen eigenen Akzent zu setzen bei den Weltfestspielen der Jugend und Studenten. Im Falle der Zuwiderhandlung drohte Zwangsexmatrikulation. Die Band verabschiedete sich 1974 aus der Musikszene, alle Mitglieder wurden Pfarrer in Thüringer Dörfern.

Ich habe als Sänger, Trompeter und Sprecher in der Band mitgewirkt, die Zeit war prägend für mein ganzes weiteres Berufsleben.

BRÜCKEN ZUM ALLTAG, NACH EUROPA

Einen weiteren Impuls für den kommenden Weg hatte der Jenaer Theologe Dr. Klaus-Peter Hertzsch gegeben, der uns Studenten ans Herz legte, sehen zu lernen, was

Sonntag und Alltag der Menschen in der DDR ausmachte, und ganz ernst zu nehmen, in welchen konkreten Kontext unsere Verkündigung hineinzusagen war.

Wie wenig das von Landpfarrern immer wieder beachtet worden ist, hat eine – nicht genehmigte – Fragebogenaktion zu Tage gebracht, die wir als DDR-Arbeitskreis von ‚Arbeit auf dem Lande‘ in den Landeskirchen durchgeführt haben.

Bei der Bewertung der jeweiligen Sonntagspredigten wurde übereinstimmend Klage geführt, dass die Predigthörer nicht vorkamen – in ihrer jeweiligen Alltags- und Arbeitssituation in den LPG's, den VEB's, den VEG's, den PGH's oder wo sie sonst beschäftigt waren. Brücken zu bauen zwischen Kirche und Arbeitswelt bleibt für uns Pfarrerinnen und Pfarrer bis heute eine gemeinsame Herausforderung.

Dazu diente damals und manchmal auch noch heute die ‚Landwoche‘ des Predigerseminars.

In den Kirchen des Kirchenbundes der DDR gehörten sie zur Vikariatsausbildung.

Die Gruppe angehender Pfarrer verließ eine Woche lang ihr Bildungshaus und machte Station in einer Region, dort die kirchliche Lage kennen zu lernen, LPG's zu besuchen, mit Bürgermeister in Kontakt zu kommen und vor Ort einen Gesprächsabend vorzubereiten, der den Landleuten helfen wollte, den Glauben in der Welt zur Sprache zu bringen.

Die Kooperation der Dorfpfarrer vor Ort zu befördern war wichtiger Nebeneffekt der Landwoche. Und wenn es ganz gut ging, entstanden daraus tragfähige Strukturen.

... UND INS SPERRGEBIET

Für mich gab das letztlich den Ausschlag, als erste Pfarrstelle eine Landpfarrstelle in der Thüringischen Rhön zu übernehmen, in klimatisch und politisch schwieriger Lage, direkt an der Staatsgrenze mit all den Problemen des militärischen Sperrgebietes.

Als Leiter von „Arbeit auf dem Lande“ in der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen und späterer Vorsitzender des DDR-Arbeitskreises bekam ich die Chance, Erfahrungen aus den anderen DDR-Kirchen mit in die Rhön zu bringen und dann auch Brücken zu bauen bis hinein in den Europäischen Arbeitskreis für Landfragen, der sich damals alle zwei Jahre in der Nähe von Innsbruck traf. Zum Brückenbau zwischen Ost und West halfen die Netzwerke zwischen den Landeskirchen der EKD und des Kirchenbundes, konkret wurde das für mich in der Gemeindepartnerschaft mit einer Landgemeinde auf der Schwäbischen Alb, durch die Kooperation mit der Jugendarbeit der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und die Zusammenarbeit mit der Kirchlichen Landarbeit der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Daran galt es nach der friedliche Revolution 1989 anzuknüpfen.

VERTRAUEN BILDENDE PROZESSE NACH 1989

Schnell wurde klar, dass die jahrzehntelange Nischenexistenz der DDR-Kirchen tiefe Spuren hinterlassen hatte. Kirche war nicht Bestandteil des Systems, die Ausgrenzung hatten wir vor Ort zu akzeptieren, so durfte ich als Gemeindepfarrer die Schule nicht betreten und auch der ‚Spieß‘ glaubte sich im Recht, als er aus einem Kirchenkonzert zwei Grenzsoldaten in Uniform abführen ließ, weil sie nach seiner Meinung verbotene Brücken übertreten hatten.

Die Gräben zwischen Kirche und Gesellschaft bestanden auch nach der politischen Wende weiter, eine innere Einstellung, die in Jahrzehnten gewachsen war, änderte sich nicht über Nacht. Belastete Mitarbeiter tauchten in Arbeitsämtern unter; die vielen, die im System mitgeschwommen waren und in ihren eigenen Nischen ganz gut überlebt hatten, wurden neu gebraucht in Landratsämtern, Verbänden und Ministerien. Für viele von ihnen gehörte Kirche nicht mehr zur gesellschaftlichen Realität, sie haben in drei Generationen vergessen, dass sie Gott vergessen haben, wie das Bischof Axel Noack aus Magdeburg auf den Punkt gebracht hat.

Die innere Umorientierung war auch in den Kirchen kompliziert. Diskussionen um den staatlichen Religionsunterricht, um die Militärseelsorge, um die Trägerschaft von evangelischen Kindertagesstätten oder gar evangelischen Schulen bestimmten in den ersten Jahren die Tagesordnung. Da neu Brücken zu bauen war den Schweiß der Edlen wert, und es hat sich – Gott sei Dank – in den Jahren vieles zum Besseren gewendet.

Dazu waren vor allem vertrauensbildende Maßnahmen nötig, für Kirche und ländlichen Raum beispielsweise das gemeinsame Landeserntedankfest zusammen mit dem Thüringer Bauernverband, dem Landfrauen- und Landjugendverband (seit 1994), ein jährliches ‚Spitzengespräch‘ zwi-

schen Landesbischof, Ministerium und dem Berufsstand und viele Projekte und Initiativen, die in Dörfern, Regionen und Freistaat Thüringen mithelfen, Kirche und Gesellschaft wieder zusammenbringen.

NEUE FOREN ZUM BRÜCKENBAUEN

Zum Brückenbau gab es wertvolle Hilfen, die für den Kirchlichen Dienst auf dem Land (KDL) in Thüringen weichenstellend waren. Noch vor der politischen Einheit kamen die Partner und Freunde vom KDL in Kurhessen-Waldeck zu Besuch, um gemeinsame Vorhaben zu beraten, damit Unkenntnis und Sorge diesseits und jenseits des ehemaligen ‚Eisernen Vorhangs‘ kleiner werden konnten. Nicht von ungefähr hieß eine erste gemeinsame Tagung in der Evangelischen Akademie Hofgeismar ‚Zwischen LPG und Nebenerwerb‘.

Die Hessen brachten ihr EU-Modellprojekt ‚Forum Nordhessen‘ mit, eine Initiative zur integrierten Entwicklung des ländlichen Raumes. Nach hessischem Vorbild gründete sich im Juni 1991 das Forum Westthüringen, ein Runder Tisch, später ebenfalls als EU-Projekt anerkannt.

Das Forum war und ist guter Brückenbauer, zwischen Behörden und Vereinen, zwischen Kommunen und Kirchen, zwischen Westthüringen und anderen Regionen in Europa. Es wurde Träger des größten Thüringer Projektes gegen Frauenarbeitslosigkeit im ländlichen Raum und gründete 1996 die „Neue Arbeit auf dem Lande in Thüringen e.V.“ aus, die sich als Mitglied des Diakonischen Werkes für den Brückenbau zwischen Kirche und Diakonie einsetzt. Beide Vereine gehören zum KDL-Netzwerk, für beide Vereine bin ich auch weiterhin verantwortlich.

Das Forum arbeitete von Anfang an mit bei LEADER II und LEADER + und machte so deutlich, dass Kirche und Dorf nur gemeinsam Zukunft bauen können.

Und wieder ist Brückbau gefragt. Mit dem neu geschaffenen Europäischen Fond für ländliche Entwicklung stehen Finanzmittel zur Verfügung um zu verwirklichen, was in regionalen Entwicklungskonzepten gemeinsam erarbeitet worden ist. Verantwortlich sind in Thüringen die neu gegründeten Regionalen Arbeitsgemeinschaften (RAG), einbezogen sind alle ländlichen Gebiete des Freistaates.

Dass Kirchen und Diakonie mit am Tisch dieser RAG's sitzen und dafür aktive Gemeindeglieder vor Ort motiviert werden, bleibt eine wichtige Aufgabe. In Thüringen konnte mit Hilfe des KDL eine Arbeitsgruppe ‚Kirche und Europa‘ gegründet werden, die sich gerade dafür stark macht.

UND WIR VERSTEHN ZULETZT

Zum Schluss noch einmal Klaus-Peter Hertzsch, der vielen Christen bekannt geworden ist durch das jüngste Lied unseres Evangelischen Gesangbuches ‚Vertraut den neuen Wegen‘.

Mit tiefem Dank für alle Hilfe, Weggemeinschaft, Partnerschaft und Freundschaft im ADL, im Europäischen Arbeitskreis für Landfragen und allen anderen Zusammenhängen des KDL möge uns dieser Hoffnungstext auch weiter miteinander verbinden:

Die neuen Tage öffnen ihre Türen,
sie können, was die alten nicht gekonnt.
Vor uns die Wege, die ins Weite führen,
den ersten Schritt. Ins Land. Zum Horizont.

Wir wissen nicht, ob wir ans Ziel gelangen,
doch geh'n wir los. Doch reiht sich Schritt
an Schritt.

Und wir verstehn zuletzt: Das Ziel ist
mitgegangen,
denn der den Weg beschließt und der ihn
angefangen,
der Herr der Zeit geht alle Tage mit.

<<

Doch, da war was! –

Pfälzer Anmerkungen zur 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Sibiu

Europas „Kulturhauptstadt“ 2007 Sibiu (Hermannstadt) war im September auch „Hauptstadt“ der europäischen Christen, nämlich für ein europäisches Groß-Ereignis, die EÖV₃. Deren Bedeutung für die Kirchen in Europa und das dazugehörige mediale Echo stehen allerdings in einem erheblichen Spannungsverhältnis.

Meine spontane Umfrage bei den am 30.09.07 anwesenden Mitgliedern des Kreisvorstandes der Europaunion Kaiserslautern hatte folgendes Ergebnis: Etwa die Hälfte der Mitglieder haben nichts von der EÖV₃ gehört, die andere Hälfte hat sie durch Zeitungs-, Radio- und Fernsehberichte wahrgenommen.

Aus der Pfalz nahmen drei Delegierte teil: Michael Schmidt, Speyer (Ökumenereferent des Bistums Speyer), Dekan Dr. Rudolf Ehrmantraut, Landau (Delegierter der Evang. Kirche der Pfalz in der Arbeitsgemeinschaft der Kirchen am Oberrhein) und Bärbel Schäfer, Hassloch (Umweltbeauftragte der Evang. Kirche der Pfalz).

Erst zum dritten Mal seit dem Schisma von 1054 traf sich die Christenheit Europas zu einer gemeinsamen Veranstaltung. In der Woche nach Pfingsten 1989 stand die EÖV₁ mit dem Thema „Frieden in Gerechtigkeit“ unter dem Eindruck der bevorstehenden politischen Wende in Europa. 1997 in Graz waren es die Herausforderungen der Umweltprobleme und die aktive Beteiligung der NGO's und der Basisgruppen. 2007 in Sibiu sollten sich nun vor allem die

Kirchenleitungen dem Thema stellen: „Das Licht Christi scheint auf alle – Hoffnung für Erneuerung und Einheit in Europa“.

In drei Schritten wurde das Thema an drei Sitzungstagen behandelt:

- 1) Das Licht Christi und die Kirche, mit Foren zu Einheit, Spiritualität, Zeugnis
- 2) Das Licht Christi und Europa, mit Foren zu Europa, Religionen und Migration
- 3) Das Licht Christi und die Welt, mit Foren zu Schöpfung, Gerechtigkeit, Frieden (also zu den Themen des Konziliaren Prozesses).

Die Gesamt-Atmosphäre der Versammlung empfand ich als sehr fair, partnerschaftlich, brüderlich und geprägt von gründlicher Spiritualität. Gottesdienste am Morgen, in der Mittagszeit und am Abend in verschiedenen Kirchen und im Zelt, Tai-zé-Gebete, offenes Singen, Bibelarbeiten und viele Gespräche prägten die Versammlung. Gute Gelegenheit zu Gesprächen mit anderen Delegierten und Gästen gab es vor allem bei den Mahlzeiten.

In der Agora im Eingangsbereich des Gewerkschaftshauses konnten einige wenige Gruppen ihre Arbeit vorstellen. Meine Frage: „Was können die EU und die Kirchen

tun zum Abbau der Spannungen zwischen Russland und Westeuropa?“, wurde im Plenum verlesen und behandelt. Die Übersetzungen wurden in englisch, französisch, deutsch, aber auch italienisch und rumänisch angeboten und waren fachgerecht.

Ergebnis: Nach meinem Eindruck war es eine atmosphärisch gute Versammlung. Die Referenten, Moderatorinnen, Bischöfe, Vorsitzenden der Kirchenbünde, etc., begegneten sich auf gleicher Augenhöhe, gleichberechtigt als Katholiken, Orthodoxe oder Protestanten, als Brüder und Schwestern. Der freundliche und herzliche Umgang miteinander war sicher echt und kein Theater. Es gab faire Dialoge, ausgehend von den festen Positionen der Vertreter der verschiedenen Konfessionen.

Doch diese bekannten Positionen der Konfessionen haben sich während der Versammlung nicht verändert und werden es wohl auch in naher Zukunft nicht tun. Deutlich ausgesprochen wurde der Schmerz darüber in dem Referat von Kurienkardinal Walter Kasper. Fazit: Es verbindet uns mehr, als was uns trennt. Gute Beiträge lieferten auch EU-Kommissionspräsident Barroso, Patriarch Bartholomäus, Metropolit Kirill und Bischof Huber. Er hätte allerdings deutlicher auf das Gesprächsangebot von Kardinal Kasper eingehen können.

Das Presse-Echo auf die EÖV3 war sehr unterschiedlich: Unsere Tageszeitung in der Pfalz, „Die Rheinpfalz“, brachte nichts (in Worten: Nichts!). Diese Themen werden wohl als innerkirchliche Problematik angesehen, hätten schon lange geklärt sein sollen und interessieren anscheinend die allgemeine Öffentlichkeit nicht. Das scheint das Problem der weltlichen Medien: „Only bad news are good news“. Es gab keinen Skandal und keine offenen Konflikte in Sibiu, also war nichts darüber zu berichten.

Der „Evangelische Kirchenbote“, Evangelische Kirche der Pfalz, berichtete auf einer ganzen Seite unter der Überschrift „Karawane der Ökumene in Hermannstadt – Dritte Europäische Versammlung tagt in

Siebenbürgen – Spiritualität als Grundlage betont.“ Chrismon titelte kritisch „Rhythmisches Trippeln auf der Stelle“, der Materialdienst des Konfessionskundlichen Institutes Bensheim: „Ein T-Shirt für den Metropoliten“ und die Herder-Korrespondenz: „Ökumenischer Realismus“.

DRÄNGENDE LANDFRAGEN

Aus dem Bereich der deutschen kirchlichen Dienste auf dem Lande waren dabei: Sepp Rottenaicher, Passau (Umweltbeauftragter, früher Katholische Landvolkbewegung) und Ute Göbel (Bäuerin, Mitarbeiterin des KDL der Evang. Kirche in Kurhessen Waldeck). Ich selbst war als Medienakkreditierter dort und warb um Interessenten für den Europäischen Arbeitskreis für Landfragen.

Der Evangelische Kirchenbote brachte am 7.10.07 einen Bericht unter dem Titel „Engagierter Fürsprecher der Bauernschaft – Ruhestandspfarrer Rudi Job aus Enkenbach setzt sich auf dem europäischen Parkett für Landwirte ein“.

Aber die Zeit war wohl noch nicht reif für einen Beschluss zur schwierigen Situation der Landbewohner in Europa. Die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) lässt zur Zeit ein Gutachten anfertigen zum Thema „European Churches and Agricultural Questions“. In den 10 EU-Beitrittsländern werden in den nächsten Jahren etwa 16 Millionen Personen ihren Arbeitsplatz in der Landwirtschaft verlieren oder umstellen müssen. Die daraus folgenden persönlichen und sozialen Probleme werden große Herausforderungen für die Kirchen in Europa sein. Darüber hinaus sind die Folgen der Globalisierung für die Menschen in den ländlichen Räumen auch im Bereich der Nachbarstaaten ins Auge zu fassen. Es gibt viel Arbeit, aber auch begründete „Hoffnung auf Erneuerung und Einheit in Europa“. <<

WILLI HEIDTMANN

DEN ERSTEN STEIN WERFEN?

Die neue Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ (Gütersloh 2007), befasst sich mit dem Frieden weltweit. Sie entwickelt ausführlich, wie Konflikte bearbeitet und Lösungen des Friedens geschaffen werden können.

Bildung und Seelsorge auf dem Lande geraten nicht selten in Konflikte, mit denen sie zunächst überhaupt nicht gerechnet haben. Da brechen etwa in einer agrarpolitischen Veranstaltung lautstark Auseinandersetzungen auf, die mit dem Thema nur wenig, aber offenbar schon eine lange Vorgeschichte haben. Oder bei Rüstzeiten mit bäuerlichen Familien eskaliert plötzlich ein Streit über Erziehungsfragen, der schon lange schwelt und wohl auch andere Ursachen hat. Schließlich meldet sich ein Anrufer am Sorgentelefon und klagt über eine wachsende Verschuldung seines Hofes. Im Gespräch stellt sich auch heraus: Er ist schwer zerstritten mit Sohn und Schwiegertochter und sorgt sich um die Hofnachfolge.

Konflikte haben meistens eine Geschichte. Vielleicht war der erste Anlass noch belanglos. Aber dann nehmen sie Fahrt auf und verselbständigen sich. Die Dichterin Hilde Domin hat das in einem Gedicht unvergleichlich ausgedrückt: „Das eigene Wort,/wer holt es zurück,/ das lebendige/eben noch ungesprochene Wort?“ Das schwarze Wort, es ist nicht mehr einzuholen mit anderen Worten, solchen mit bunten weichen Federn. Besser wäre ein Messer. Es könnte stumpf sein und am Herzen vorbeifliegen. „Nicht das Wort.“ Meistens geht es nicht mehr um den ersten Stein. Die Steine fliegen schon, hin und her. Es geht um den nächsten Stein und die Einsicht, dass er schwerer ist als der vorherige. Der Schaden, den er anrichten könnte, übertrifft alles Bisherige.

Weil Konflikte eine Geschichte haben, brauchen sie zu ihrer Lösung Zeit, die deeskalierend und Schaden begrenzend genutzt wird. Für Seelsorge und kirchliche Bildungsarbeit gilt: Sie sind mehr als Moderatoren, weil sie einen entwaffnenden Auftrag haben. Es fliegen keine Steine mehr und auch keine bösen Worte; die fallen zurück auf den Boden und richten keinen Schaden an.

Die Friedensarbeit kann beginnen, wenn es sein muss solange, wie die Konfliktgeschichte reicht. So ist es auch ein Rückweg, der klärt und aufräumt, der Recht schafft und neue Perspektiven aufzeigt. Es gibt eine schöne zeitliche Orientierung für unseren Auftrag zwischen und über den Streitenden: Lasst die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen. (Eph. 4, 26) <<

Generationskonflikte auf landwirtschaftlichen Betrieben. Ihre Bedeutung und Bearbeitung aus systemischer Sicht. Hrsg.: **Bundesarbeitsgemeinschaft der Landwirtschaftlichen Familienberatungen und Sorgentelefone e.V. (BAG).** Kiel/Schwalmstadt 2007, 67 S. ISBN: 978-3-00-020705-1
Bestelladresse: BAG, Elisabeth-Seitz-Straße 16, 34613 Schwalmstadt, Tel.: 066 91/2 3008

Was im Nordhessischen Schwalmstadt-Treysa 1996 als Vernetzung der Landwirtschaftlichen Familienberatungen und Sorgentelefone e.V. (BAG) in Deutschland begann, basierte doch schon auf vielen regionalen und internationalen Erfahrungen in der Beratung und Begleitung bäuerlicher Familien. Anlässlich des zehnten Geburtstags der BAG dokumentiert der Band Beiträge einer internationalen Tagung in Breklum/Schleswig-Holstein vom Juni 2006, die Teilnehmende aus Polen, Österreich, Deutschland, Schweiz, Frankreich und Großbritannien zusammenführte. Um neue und bewährte Einsichten zu Intergenerationenkonflikten auf bäuerlichen Betrieben ging es, speziell auch zur Hofübergabe als „Nagelprobe familiärer Beziehungen“ (Goldbrunner) angesichts des rasanten Strukturwandels in der Landwirtschaft.

Ob per Telefon oder in der direkten personalen Begegnung - bei der bäuerlichen Beratung schwingen beim Thema Generationskonflikte viele weitere Themen mit: die Drei-Generationen-Perspektive; das Kontinuitäts-Innovations-Dilemma der Hoferben (mit allen nahe liegenden zerstörerischen Bewältigungsstrategien); die Nähe-Distanz-Balance zwischen den verschiedenen Generationen. Dabei verweist der Soziologe Bruno Hildenbrand aber auch auf ähnliche Spannungsfelder in nicht-bäuerlichen Familienbetrieben, insbesondere im Handwerk.

Die Pädagogin Andrea Hötger beleuchtet speziell die Rolle der Bäuerinnen in diesem vom bäuerlichen Habitus geprägten Bewährungsfeld, in dieser Sandwich-Existenz zwischen den Generationen, zwischen den Frauen im Mehrgenerationen-Familienbetrieb, im Umgang mit den Tabus: „Auf dem Feld, kann der eine da arbeiten, der andere dort, aber die Frauen, die sind da, wo die Menschen immer zusammen kommen und die sind dem auch mehr ausgesetzt ... Die Frauen können nicht weglafen.“ (30), fühlen sich häufig als Magd auf dem Hof. Deshalb betont sie die Wichtigkeit von Entlastungsmöglichkeiten und Beratungen, die gerade auf dem Land niedrigschwellig sein sollten, wie Beratungsstellen, Ehevorbereitungs-, Bäuerinnen- und Familienbildungskurse in Heimvolkshochschulen.

Hans Goldbrunner räumt als Psychologe und langjähriger Fachberater der deutschen bäuerlichen Familienberatungen mit dem Vorurteil auf, dass intensive

familiäre Bindungen zwischen den Generationen Ausdruck unzureichender Ablösung sein müssen, und erweitert die Perspektiven von Familienberaterinnen und Beratern auf größere Zeiträume, auf die Verknüpfung von Systemebenen und auf die Einbeziehung leicht übersehener Potentiale.

Blicke über den Zaun nach Frankreich (Solidarité Paysans) und Großbritannien (Farn Crisis Network) runden das Bild von diesem Feld oft diakonisch-seelsorgerlich motivierter Beratungsarbeit ab.

Eine Wahrnehmungshilfe für alle, die mit der seelsorgerlichen und beraterischen Begleitung in bäuerlichen oder dörflichen Milieus zu tun haben – und weit darüber hinaus für Menschen in Forschung, Verbands- und Bildungsarbeit oder in systemischer Familienberatung und Mediation!

Ju

Ulrike Piechota: Die Leiden des alten Wärther, latros-Verlag, Dienheim 2007
ISBN 13: 978-3-937439-70-9

Die Würde des Alterns will erkämpft sein; und zwar an mehreren Fronten gleichzeitig. Es liegt nahe, dass dabei die eigene Familie die kompliziertesten und spannungsgeladesten Demarkationslinien liefert. Aber auch der Seniorenkreis, die Mitarbeitenden in der Sozialstation, ja selbst die junge Ärztin beim Hausbesuch – sie alle laufen Gefahr, die Grenzen zu verletzen, die der oder dem Alternden wichtig sind. Gut, wenn sie oder er dann einen Zuhörer besitzen, dem über allfällige Verletzungen berichtet werden kann, ohne dass er Widerspruch erhebt. Und das kann er in den „Leiden des alten Wärther“ nun wahrhaftig nicht; hat er doch bereits vor mehreren Generationen, als J. W. v. Goethes „junger Werther“ unerträglich an der Liebe leidend, erfolgreich eine Pistole gegen sich selbst gerichtet.

So, wie der Titel des Buches augenzwinkernd formuliert ist, so vergnüglich lesen sich die meisten der zweiundzwanzig Leiden, die der 80jährige Adalbert Wärther als Widerwärtigkeiten erlebt und über die er dem klassischen Lebensflüchtling stets mit dem Tenor berichtet: „Du kannst ja gar nicht mitreden, denn Du hast Dich davon gemacht, bevor Dich das Leben wirklich durch Altwerden heraus gefordert hat“.

Allzu stilempfindlich darf man allerdings bei der Lektüre der seniorengerecht groß gedruckten 154 Seiten nicht sein. So manches kommt ein wenig übertrieben daher. Oder würden Sie etwa wutentbrannt einen

Teller mit Schnitzel, Bohnengemüse und Salzkartoffeln mir nichts dir nichts auf den Teppich mit dem Orientmuster kippen, bloß weil eine penetrant wohlmeinende Freundesgattin den Umzug ins Altenheim auf das Nachdrücklichste nahe legt?

Vielleicht ist das Thema Altwerden in dieser unserer Gesellschaft aber auch ein so grober Klotz, dass es dafür so derbe Keile braucht. Einige der geschilderten Episoden lassen durchaus diesen Verdacht aufkommen; z. B., wenn sich der Protagonist, wegen einer Bronchitis das Bett hütend, klar macht, dass kein Besucher auf die Idee käme, einem jungen Kranken so wie ihm im 9. Lebensjahrzehnt beruhigend die Hand zu tätscheln.

Nachlassenden Lebensfunktionen kann man verbietet oder gelassen begegnen. Der „Alte Wärther“ erweist sich als berufener Anwalt der Gelassenheit. Das macht das Buch für alle mit Sechzigplus aufgrund eigener Betroffenheit lesenswert. Jüngeren mag es zum besserem Verständnis der Älteren verhelfen. Und für angehende Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen jedweder Couleur sollte es zur Pflichtlektüre erhoben werden. *Elke und Hans-Joachim Roos, beide 65+*

Manfred Lütz: Gott. Eine kleine Geschichte des Größten, Pattloch Verlag, München 2007, 297 Seiten

Köhlerglaube, aber einen fröhlichen bitte!

Nach dem deutschen Wörterbuch rührt der Köhlerglaube von einer alten Geschichte her, in der ein Theologe einen Köhler fragte, was er denn glaube. Und dieser antwortete: „Was die Kirche glaubt!“ „Und was diese denn glaube?“ fragte der Theologe weiter. „Was ich glaube!“ antwortete der Köhler.

Fröhlich und optimistisch will der Kölner „Köhler“ Manfred Lütz, der Psychiater und auch Theologe ist, die Grübler ins Unrecht setzen. Wo moderne Zeitgenossen über ihren Glauben verschämt schweigen, hält er die Kohle am Glühen und erzählt von seinen Freunden an Gott und dem Glauben, und zwar dem römisch-katholischen, noch genauer dem der rheinischen Provinienz. „Mit Spaß an der Freud“ (wie er selbst sagt) und sehr selbstbewusst.

Lütz erzählt gut. Man kann ihn sich beim Lesen in der Bütt mit der roten Pappnase vorstellen. Die Geschichten haben Witz und das Publikum will ja unterhalten sein. Lütz hat da keine Scheu vor der Sprache des Boulevard: „Ein Pfarrerssohn ermordet Gott“, lautet eine typische Überschrift. Beim Lesen erschließt sich, dass Friedrich Nietzsche der Pfarrerssohn ist. Leider interpretiert Lütz den Philosophen als erbarmungslosen Atheisten und zieht von ihm eine Linie bis zu

Stalin, Hitler und Mao, die keine höhere Macht als die eigene kannten. Die Texte Nietzsches können aber auch als Ausdruck seines eigenen Leidens an der Gottsuche gelesen und interpretiert werden.

Die Geschichte des Größten erzählt Lütz auf sehr subjektive Weise. Er stellt nur seine Gedanken im fließenden Text dar, ohne Fußnoten, ohne Anmerkungen, Quellenangaben oder weiterführende Literatur. In 13 Kapiteln widmet er sich auf jeweils 10 – 40 Seiten plaudernd großen Themen wie „Der Gott der Atheisten“, „Der Gott der Kinder“, „Der Gott der Wissenschaftler“, „Der Gott der Philosophen“, „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“, eines über „Die Werte, die Wahrheit und das Glück“ usw.

Wer eine Ordnung in dieser kleinen Geschichte des Größten sucht, wird sie nur mühsam finden. Lütz verfäht eklektisch. Er schaut mal dahin und mal woanders zum Thema Gott und ordnet den Stoff vielleicht dem liebevollen Interesse des Psychiaters zum Patienten Mensch unter. Für mich lautet seine Botschaft immerzu: „Höre, mein Lieber (meine Liebe): Gott schenkt uns seit eh und je und überall die Ressource, dass wir an ihn glauben können. Mit ihm bestehen wir das Leben und im Tod. Mach das nicht kaputt durch dein eigenes Nachdenken!“

Gut gemeint, aber doch ganz schön autoritär. Nicht jeder will ein Köhler aus der alten Geschichte sein.

Hardy Lesch

» I M P R E S S U M

Herausgegeben im Auftrag des Ausschusses für den Dienst auf dem Lande in der Evangelischen Kirche in Deutschland (ADL) vom

Redaktionskreis:

Clemens Dirscherl, Hohebuch; Willi Heidtmann, Bielefeld; Werner-Christian Jung, Altenkirchen (Schriftleitung); Ute Rönnebeck, Düsseldorf; Dieter Sonntag, Altenkirchen (Geschäftsführung)

Verlag und Redaktion:

Evangelische Landjugendakademie
Dieperzbergweg 13–17, 57610 Altenkirchen/Ww.
Telefon 0 26 81/95 16-0, Telefax 0 26 81/7 02 06; E-Mail: kilr@lja.de

Satz: www.bauwerk-design.de, c. liersch

Druck: Mühlsteyn-Druck, Weiselstein 2, 57580 Elben

Die Zeitschrift »Kirche im ländlichen Raum« erscheint vierteljährlich.

Jahresabonnement:

Inland: € 15,00 inkl. Mwst. und Porto; Ausland: € 18,00 inkl. Mwst. und Porto; für Auszubildende und Studenten (mit Beleg): € 10,00; Einzelheft: € 4,50 zzgl. Porto

Bestellungen an den Verlag. Probeexemplare können auf Wunsch zugeschickt werden. Kündigungen sind sechs Wochen vor Jahresende schriftlich mitzuteilen. Manuskripte, redaktionelle Mitteilungen, Rezensionsexemplare werden an die Redaktion erbeten. Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Nachdruck ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

www.lja.de/angebot/kirche.htm

Erster parlamentarischer Abend der EKD mit Mitgliedern des Agrarausschusses im Bundestag

Berlin. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) lud erstmals Mitglieder des Agrarausschusses des Deutschen Bundestages zu einem parlamentarischen Abend ein, und elf Vertreter teilnahmen, darunter die Vorsitzende des Agrarausschusses, Ulrike Höfken, die agrarpolitischen Sprecherinnen Waltraud Wolff und Elvira Dobrinski-Weiß (SPD), Dr. Christel Happach-Kasan (FDP), Cornelia Behm sowie die ehemalige Umwelt- und Agrarministerin von Nordrhein-Westfalen, Bärbel Höhn (Bündnis 90/Die Grünen).

Der Bevollmächtigte der EKD bei Bundestag und Bundesregierung, Prälat Dr. Stephan Reimers, wies auf die Bedeutung des politischen Dialogs zwischen Kirche und Bundestagsabgeordneten hin, um Gemeinsamkeiten wie unterschiedliche Positionen bei der Bewertung agrarpolitischer Entwicklungen einordnen zu können. Der Ratsbeauftragte der EKD für agrarsoziale Fragen, Dr. Clemens Dirscherl, zeigte in seinem Grundsatzreferat die Verbindungslinien zwischen Kirche und Land bzw. Landwirtschaft auf: als Zielgruppenarbeit der seelsorgerlichen und diakonischen Begleitung von landwirtschaftlichen Familien sowie in der Neubewertung gesellschaftsethischer Anfragen an landwirtschaftliche Produktionsbedingungen wie Tierschutz, Klimaschutz, Artenschutz, Wasser- und Umweltschutz sowie einzelner Produktionsverfahren wie der Grünen Gentechnik. Zudem verpflichtete die Bitte um das täglich Brot im christlichen Verständnis zu solidarischer Verantwortung einerseits im internationalen Kontext der Welternährungssicherung wie auch als verbraucherethische Handlungsorientierung einer preiswerten wie preiswürdigen Bezahlung der Landwirte für hochwertige Lebensmittel. Schließlich stelle die Zukunft des ländlichen Raumes auch die kirchlichen Verantwortungsträger vor Entscheidungen, in welchen Formen bei knapper werdenden finanziellen Mitteln und zurückgehenden Kirchenmitgliedern die religiösen, seelsorgerlichen, diakonischen sowie Bildungs- und Betreuungsangebote vor Ort gesichert werden könnten. Dazu habe sich die EKD unlängst in der Schrift „Wandeln und Gestalten“ (EKD-Texte 87) inhaltlich positioniert.

In der regen Diskussion kam es erwartungsgemäß zu einer unterschiedlichen Bewertung der Grünen Gentechnik. Während die FDP-Vertreterin für eine „sachliche und weniger politisch tendenziöse Bewertung“ plädierte, begrüßten die Vertreter von SPD und Bündnis 90 / Die Grünen ausdrücklich eine klare Positionierung der Kirchen zum Thema. Übereinstim-

mung erzielte man in der Bedeutung der Kirche für die Zukunftsgestaltung der ländlichen Räume, gerade in Randgebieten, wo oftmals Pfarrer als letzte Ansprechpartner vor Ort übrig blieben, wie Erfahrungen aus den östlichen Gliedkirchen zeigten. Unstrittig war die Überzeugung, dass die Kirchen im Spannungsfeld von Bioenergie- und Lebensmittelerzeugung die unterschiedlichen Interessenslagen bündeln und ein Dialogforum darstellen sollten. Alle Politiker ermunterten den Agrarbeauftragten der EKD und seine Kollegen in den Landeskirchen, weiterhin durch Stellungnahmen und Veranstaltungen an der Willensbildung über die Zukunft der Landwirtschaft und des ländlichen Raumes mitzuwirken und die Notwendigkeit einer ideellen wie materiellen Neubewertung von Lebensmitteln für das Einkaufs- und Ernährungsverhalten ethisch begründet in die Gesellschaft hineinzutragen. CD

12 Menschen in den ehrenamtlichen Dienst eingeführt

Schwalmstadt-Treysa. Prälatin Roswitha Alterhoff führte am Ersten Advent 10 Frauen und 2 Männer in den Dienst in die Landwirtschaftlichen Familienberatungsstelle Familie&Betrieb ein. Über 100 Gäste feierten dazu in der Hephata-Kirche einen festlichen Gottesdienst.

Im Mittelpunkt der Predigt der Ausbildungsleiter Ute Göpel und Hartmut Schneider stand das Lied „Vertraut den neuen Wegen“, das Klaus Peter Hertzsch, Praktischer Theologe in Jena, im Wendejahr 1989 geschrieben hat. Prälatin Alterhoff konnte bereits zum vierten Mal Absolventinnen und Absolventen in diesen ehrenamtlichen Dienst aufnehmen und einführen.

Zum Kursabschluss gehörten vor den festlichen Gottesdienst und Empfang das Abschlusskolloquium mit den einzelnen Kursteilnehmenden sowie Gruppenpräsentationen von Themen wie „Miteinander streiten“, „Mit 4 Ohren hören – Kommunikationsmodelle“, „Mit allen Sinnen wahrnehmen“ und „Das Beratungsgespräch“.

Für die 12 Frauen und Männer aus ganz Hessen ist mit der Einsegnung und der feierlichen Überreichung der Zertifikate eine zweijährige Ausbildungszeit zu Ende gegangen (ca. 270 Ausbildungsstunden). Äußerungen von Kursteilnehmenden: „Wir haben verborgene Schätze gehoben.“ Oder: „Möglichkeiten für uns und in uns entdeckt.“ Oder „Uns selbst zu erkennen, anzunehmen und zu lieben wie wir sind, ist die Haltung, die wir brauchen, um Menschen (in Beratung) zu begegnen.“

Den Empfang nach dem Gottesdienst eröffnete der Referatsleiter im Landeskirchenamt, Pfarrer Herbert Lucan: „Menschen stärken – Sachen klären. Mit diesem Satz ist die Beratungstätigkeit von Familie&Betrieb treffend beschrieben“.

Dr. Elke Dührßen, Vorsitzende des Beirates, machte den Absolventinnen und Absolventen ein großes Kompliment für die gelungenen Präsentationen zum Kursabschluss und das eindrucksvolle Fest. Sie ermutigte die Ausbildungsleiter Ute Göpel und Hartmut Schneider, den eingeschlagenen Weg konsequent fortzusetzen: Ermutigung, Wertschätzung, Ressourcenorientierung seien wesentliche Begriffe und Haltungen der Ausbildung und Beratung.

Ein neuer Kurs ist ab Herbst 2008 geplant. Das Einführungsseminar findet am 27. September 2008 in Treysa-Hephata statt. Interessenten wenden sich an Familie&Betrieb, Telefon (06691) 23008 oder LFB.LKA@EKKW.DE, Elisabeth-Seitz-Str.16, 34 613 Schwalmstadt.

Familie&Betrieb ist ein Angebot für Menschen aus Familienbetrieben der Landwirtschaft und des Handwerks, das Seelsorge und Beratung verknüpft. Jedes Jahr werden Menschen aus 75 bis 100 Familienbetrieben bei ihren existenziellen Fragen begleitet. Familie&Betrieb ist eine Einrichtung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck in Kooperation mit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.
Ju

Wieczorek-Zeul: Agrarexportsubventionen stoppen! Hein: Einheimische Produktion schützen!

Marburg. Auf ein Ende der europäischen Agrarexportsubventionen hat Entwicklungministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul hat gedrängt. Vor der Eröffnung der 49. bundesweiten Aktion «Brot für die Welt» in Marburg rief die Ministerin dazu auf, Produkte aus fairem Handel zu kaufen: «Wer fair einkauft, trägt dazu bei ein Menschenleben zu retten!»

Bischof Martin Hein von der gastgebenden Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck wies auf die Schwierigkeiten hin, die der heimischen Landwirtschaft durch die Globalisierung entstünden. Gerade im Bereich seiner Landeskirche seien Landflucht und Hofsterben zu beobachten. Wichtig sei es daher, die einheimische landwirtschaftliche Produktion zu schützen, so Hein in seinem Vortrag mit dem Titel „Guatemala liegt im Knüll“. Verbraucher sollten auf regionale Produkte zurückgreifen. Christen müsse bewusst sein, dass sie füreinander Verantwortung tragen.

Zuvor hatte die Direktorin der Aktion «Brot für die Welt», Cornelia Füllkrug-Weitzel, kritisch die Energiegewinnung aus Nahrungsmittelpflanzen beleuchtet: «In 120 Litern Treibstoff aus Weizen steckt soviel Korn, wie ein Mensch in einem Jahr an Brot braucht». Die Kornspeicher der Welt seien noch nie so leer wie heute gewesen.
Ju/epd

Fairer Kaffee in die Kirchen!

Berlin. Der „faire Handel“ boomt. In Deutschland erhöhte sich der Umsatz mit fair gehandelten Produkten im vergangenen Jahr um 50 Prozent auf 110 Millionen Euro. Hauptprodukte sind Kaffee, Bananen und Süßwaren. Brot für die Welt und der Evangelische Entwicklungsdienst (EED) setzen sich dafür ein, dass „fairer Kaffee in die Kirchen“ kommt. Bei der Fairen Woche in Berlin stellten die beiden Hilfswerke ihre gleichnamige Aktion vor. Eröffnet wurde die Kaffeetafel durch Prälat Stephan Reimers, dem Bevollmächtigten des Rates der EKD. „Kaffee-Erzeuger leben oft in bitterer Armut“, betonte Reimers, der Aufsichtsratsmitglied des EED ist. Dass es auch anders gehe, mache der faire Handel deutlich. Den kleinbäuerlichen Produzenten werde für ihre Erzeugnisse ein garantierter und fairer Mindestpreis gezahlt, der über dem oft ruinös niedrigen Weltmarktpreis liege. „Der Fairtrade-Preis berücksichtigt die tatsächlichen Produktionskosten und er verschafft den Erzeugern ein sicheres Einkommen“, so Reimers. EED

Bauern gegen Gentechnik-Abhängigkeit

Dass Gentechnik und Patente zu einer hohen Abhängigkeit der Landwirte von Zuchtunternehmen führen würden, das befürchten 90,6% aller 1.108 Teilnehmer und Teilnehmerinnen an einer Umfrage der Internet-Seite www.agrar-heute.com im Juli dieses Jahres.

Fleisch-Importe und -Exporte

Bonn. Die viehhaltenden Betriebe in Deutschland konnten im vergangenen Jahr mit ihrer Produktion nicht alle Bundesbürger satt bekommen. An den Überschüssen der Europäischen Union sind die hiesigen landwirtschaftlichen Betriebe nach Angaben des Rheinischen Landwirtschafts-Verbandes (RLV) in Bonn nur bei Rind- und Kalbfleisch beteiligt, während Schweinefleisch, Eier und vor allem Geflügelfleisch sozusagen Mangelware sind.

Bei Rind- und Kalbfleisch lag der Versorgungsgrad im Jahr 2006 bei 123 %; bei der Milch wurde der Bedarf mit einem Selbstversorgungsgrad von 100 % voll abgedeckt. Demgegenüber erreichte beim Schweinefleisch die bundesdeutsche Produktion 97 %. Noch größer war der Fehlbedarf beim Geflügelfleisch. Nur etwa 87 % des Verbrauchs stammten hier aus heimischer Produktion. Ähnlich sieht es bei den Eiern aus. Hier konnte sich Deutschland nur zu 73 % selbst versorgen. RLV

» Ausblick auf Heft 1 / 2 0 0 8

DURSTIGES LAND

- » Quelle und Brunnen als Orte des Lebens
- » Verdursten ganze Landstriche?
- » Wieviel Wasser braucht die Landwirtschaft?
- » Womit wird der Durst gelöscht?
- » Vom Brauchtum in die Sucht
- » Macht Milch müde Märkte munter?
- » Bier – Was wird da zusammengebraut?

UNSERE THEMENHEFTE VON A BIS Z:

Abschied und Wandel im Dorf 4/2000 | Im Alter auf dem Lande leben 4/1999 | Anderssein im Dorf – Innensichten, Außensichten 4/2001 | Perspektiven ländlicher Arbeitswelten 1/2000 | Armut 4/1994 | Vom Bauernhof zum Agrarstandort – der künftige Weg 1/1994 | Land in Bewegung 3/2007 | LippenBekenntnis 2/2002 | Soziale Umbrüche – Herausforderung für Seelsorge und Beratung 4/1993 | Dem Land auf der Spur – Bilder, Meditationen, Geschichte SH 1999 | Lebensgrundlage Boden 1/1987 | Vom Weizenkorn zum täglich Brot 3/1997 | Dank und Ernte teilen 3/1996 | Danken – Denken – Handeln. Gottes gute Schöpfung 3/1994 | Diakonie auf dem Land 1/2007 | Dorfkirchen 4/2002 | Energien des Landes 1/2005 | Erd-Boden 1/1998 | Ernährung – mehr als Essen 1/1993 | ErnteZeiten – Erntedank 2/2003 | Erntedank-Handreichungen zu den Perikopenreihen ab 1990 | Ernten oder Schätze sammeln? 2/2001 | Erzeuger und Verbraucher zwischen Supermarkt und Direktvermarktung 4/1992 | Vom Acker auf den Tisch: Essen – der Rede wert 2/2006 | Grenzenloses Europa zwischen Erwartungen und Sorgen 1/1997 | Das Dorf und die Fremden – Migration in Europa 2/1993 | Land-Frauen 4/1997 | Gärten – ein Stück Paradies? 1/1999 | Gastgeber Land 3/2000 | Grenzland-Landgrenzen 1/2004 | Die Ernte ins Gebet nehmen 2/2000 | In Generationen leben 4/1987 | Lebens-Gemeinschaften auf dem Lande 4/1998 | Schöpfung aus zweiter Hand – Gentechnologie und Landwirtschaft 1/1991 | Gesegnete Mahlzeit 3/1999 | Globalisierung – Weltmarktethik für Land und Leute 2/1998 | Globalisierung der Landwirtschaft aus christlicher Sicht – eine Streitschrift SH/2000 | Grenzenloses Europa 1/1997 | Siehe, es war sehr gut... 3/1988 | Heil- und Aromapflanzen 3/2006 | Hunger und Handel 2/1991 | LandBlicke – Landschaft im Wandel 1/2003 | Land-Kinder 4/1995 | Kirchenleben vom Land, Ökum. Landjournal SH 2001 | Landfrauen 4/1997 | Landjungend 4/2003 | Land-Lernen 2/1997 | LandMann 4/2006 | Lebens-Gemeinschaften auf dem Lande 4/1998 | LippenBekenntnis 2/2002 | Loben, Bekennen, Teilen 3/1990 | Lebenslust 2/2004 | Braucht das Land neue Männer? 4/1990 | Gesegnete Mahlzeit – für alle 3/1999 | Dem Land auf der Spur – Bilder, Meditationen, Geschichte SH 1999 | Milch-Labyrinth 2/1999 | Tier – Mitgeschöpf oder Produktionsfaktor 2/1987 | Mitgeschöpf Pflanze 1/1995 | Nachhaltigkeit – Ökum. Fragen und Handeln 1/2001 | Entwicklung der Landwirtschaft in den neuen Bundesländern 2/1992 | Von Bauern, Bildern und Berichten – Landwirtschaft in der öffentlichen Meinung 2/1995 | Aufbruch – Veränderungen in Ost und West 2/1990 | Obst – Früchte des Landes 3/2005 | Land-Pfarrer 4/1996 | Pflegenotstand 4/1991 | Psychosoziale Lage – Land des Lächelns 2/1996 | Von Weinstock und Reben 3/2001 | Land zwischen Romantik und Verwertung 1/1996 | Säen, ernten, wundern 3/1998 | Schöpfung aus zweiter Hand – Gentechnologie und Landwirtschaft 1/1991 | Spannungsfeld: Land – Wirtschaft SH 1992 | Welche Stimmen hat das Land? 3/2002 | Tierhaltung und Ethik 2/1994 | Soziale Umbrüche – Herausforderung für Seelsorge und Beratung 4/1993 | Lebensspender Wald 1/2002 | Abschied und Wandel im Dorf 4/2000 | Wasser – Worin sich der Himmel spiegelt 3/2003 | Vom Weizenkorn zum täglich Brot 3/1997 | O wohl dem Land ... – Weihnachten 4/2004 | Wetter-Aussichten 1/2006 | Säen, ernten, wundern 3/1998 | Zucker-süßes Land 3/2004

Bestellbedingungen:

Aktuelle Hefte kosten € 4,50 zzgl. Porto. Ab 5 Hefte erfolgt der Versand frei. (Staffelpreise)
Hefte, die älter als ein Jahr sind, kosten € 2,- zzgl. Porto (Staffelpreise)